

[» STARTSEITE](#)

[ARCHIV](#) | [MACHER](#) | [NEWSLETTER](#) | [BUCH](#) | [IMPRESSUM](#) | [f](#)

sinnstiftermag

17

[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)

[✉](#) [📄](#) [↓ PDF](#)



Foto: © 31M



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)

[✉](#) [📄](#) [↓ PDF](#)

[» ÜBERSICHT](#)[ARCHIV](#) | [MACHER](#) | [NEWSLETTER](#) | [IMPRESSUM](#) | [f](#)

sinnstiftermag

17

[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)[✉](#) [→](#) [📄](#) [↓ PDF](#)

EDITORIAL

Sinnstiftermag – siebzehnte Ausgabe

Sinnstiftermag ist ein Zusammenschluss von Zeitanalysten, Werbern, Designern und Fotografen, die von einer gemeinsamen Beobachtung ausgehen: dem enormen Sinnstiftungspotential der alten und neuen Medien. Medien transportieren sinnhafte Inhalte und sind in dieser medialen Funktion vor allem selbst sinnhaft. Sie können gar nicht anders. Damit sind sie religionsproduktiv. In Partnerschaft mit Akteuren aus Kommunikation und Kirche sucht sinnstiftermag nach den Analogien religiöser und medialer Kommunikation.

[WEITER »](#)

TITELSTORY

Die Fragen der Zeit

Kirche muss sich nicht nur kritischen Fragen stellen, sondern sich auch in Frage stellen lassen, sagt Peter Frey, Chefredakteur des ZDF. In den vergangenen Jahren habe Kirche überfällige Auseinandersetzungen mit gesellschaftlichen Entwicklungen "immer erst auf massiven öffentlichen Druck hin offen ausgetragen". Dies führe zu Kirchenaustritten und ungestillten Kommunikationsbedürfnissen. In der Titelstory gibt Peter Frey einen Blick auf die Beziehung Kirche - Medien.

[WEITER »](#)

INTERVIEW

An der Lebensrealität vorbei

"Wer sich seiner eigenen Botschaft nicht sicher ist, wem die innere Begeisterung fehlt, der flüchtet sich allzu gerne in die gewohnten Floskeln", behauptet Bernhard Remmers, Journalistischer Direktor des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp). Dabei werde viel zu oft die eigene Authentizität vernachlässigt. Um authentisches Auftreten geht es auch in der Schauspielerei: "Priester, Kirchenleute und Diakone haben mit Schauspielern eines gemeinsam: das Wort", sagt Ludger Burmann, Schauspieler, Kabarettist und Imageberater. Im Telefoninterview erklärt er, warum ihm das Coachen von Kirchenleuten wichtig ist. Die erste sinnstiftermag-Ausgabe mit zwei interessanten Interviews.

[WEITER »](#)



STATEMENTS

Meinungen

Wie verständlich muss Kirche sein? Wie glaubwürdig ist sie? Welche Fehler machen Kirchenleute in der Öffentlichkeitsarbeit? Was können Pfarrer, Priester, Ordensleute von Coaching-Experten in PR-Seminaren lernen? Und wie empfinden Jugendliche die momentane Kommunikation der Kirche? Zwölf interessante Antworten.

[WEITER »](#)



ÜBER DIE AUTOREN

Kurze biographische Notizen

Die Macher von sinnstiftermag bedanken sich für Beiträge, Mitarbeit, Engagement und Meinung von Peter Frey, Bernhard Remmers, Ludger Burmann, Kardinal Rainer Maria Woelki, Wolf Schneider, Dieter Fender, Wilfried Handl, Susanne Becker-Huberti, Otto Kettmann, Sandro Abbate, Michael Mann, Birte McCloy, Elke Rudloff, Hanna Buiting und Oliver Hoesch.

[WEITER »](#)

[NACH OBEN](#)



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)

  



Sinnstiftermag ist ein:

- Magazin, das zweimal im Jahr über Kirche und Kommunikation reflektiert
- Projekt im Schnittbereich kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit und werblicher Kommunikation
- Radar zur Ortung interessanter Themen und Menschen im kirchlich-medialen Umfeld



Bild: © 31M

Die achtzehnte Ausgabe von sinnstiftermag erscheint demnächst. Klicken Sie sich wieder ein!

Kirche/Deutsch – Deutsch/Kirche: Wenn Kirchenleute in Rätseln sprechen.

Die siebzehnte Ausgabe von sinnstiftermag

"Dann sagte Jesus zu ihnen: Geht hin in alle Welt und verkündet der ganzen Schöpfung das Evangelium!", heißt es in Markus 16. Fast 500 Jahre ist es her, dass Martin Luther dieses Evangelium ins Deutsche übersetzte, es dem "Pöbel" ohne Latein- oder Griechisch-Kenntnisse zugänglich machte. Durch ihre neue Verständlichkeit wurde die Bibel das erfolgreichste und meistgelesene Buch der Welt. Christliche Parabeln und biblische Metaphern bestechen noch heute durch ihre schlichte Zeitlosigkeit und Übertragbarkeit – wenn sie nicht durch den Stilmittel-Fleischwolf gedreht werden.

Wenn Kirchenleute in Rätseln sprechen, aus der Kanzel zum Volke predigen, zweifeln Gläubige oft an ihrer eigenen Aufnahmefähigkeit, fühlen sich unverstanden, falsch repräsentiert. Pompöse Predigten und unantastbare Erhabenheit schrecken nicht nur ab, sie sind auch unzeitgemäß. Dabei ist die Botschaft der Bibel einfach wie genial: "Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." Jede Marke wünscht sich einen derart aussagekräftigen Slogan. Wie hat es Kirche also geschafft, in der Zeitspanne eines halben Jahrtausends im mittelalterlichen Jargon und in komplexer Liturgie stecken zu bleiben? Und wie kann sie moderner, verständlicher kommunizieren, ohne dass die ursprüngliche, heilige Botschaft verloren geht? Denn wer kann heute noch aus dem Stegreif sagen, was die Begriffe Katechumenat, Eucharistie, Reminiszenz oder Kasualien bedeuten.

Wäre die christliche Kirche eine Marke, würden Marktforscher wohl zum Fazit kommen, dass man an der Zielgruppe "vorbeikommuniziert". Die Tonality wäre zu gezwungen, zu würdevoll und nicht alltagstauglich. Der alttestamentarische Wortschatz besäße kein Aktivierungspotenzial, würde nicht zum Nachdenken oder Fühlen anregen. Schnörkellose, auf das Wesentliche reduzierte Sprache muss nicht einfallslos oder öde sein. Im Gegenteil, sie bietet Platz für subjektive Empfindungen und persönliche Interpretation. Sie gibt jedem das, was er braucht. Jedoch

ist es eine schwierige Aufgabe, einfach zu kommunizieren.

Viel Spaß beim Lesen wünscht Ihnen

Ihre sinnstiftermag-Redaktion

NACH OBEN



ÜBERSICHT | EDITORIAL | TITELSTORY | INTERVIEW | STATEMENTS | ÜBER DIE AUTOREN





Titelstory von:
Peter Frey

Die Fragen der Zeit

Kirche und der massive öffentliche Druck / *Von Peter Frey*

Kirche muss sich kritischen Fragen stellen

Die Dimension der Religion verliert seit Jahren an Bedeutung in unserer Gesellschaft. Mehr als ein Drittel der Bevölkerung in der Bundesrepublik ist entweder konfessionslos oder nicht Mitglied in einer der beiden großen christlichen Kirchen. In vielen Großstädten sind heute die Angehörigen der traditionellen großen christlichen Glaubensgemeinschaften in der Minderheit, in Ostdeutschland sind drei Viertel der Bevölkerung konfessionslos. Seit Mitte der 1950er Jahre sinkt nach einer Studie des Instituts für Demoskopie Allensbach auch die Zahl der Kirchenbesucher in Deutschland. Zwei Drittel der Kirchenmitglieder gehen selten oder nie in die Kirche. Deutschland ist eine säkulare, multikulturelle Gesellschaft geworden.

Die Medien sind nur ein Spiegel dieser Entwicklung und diese zeigt – man mag das bedauern oder nicht – ein abnehmendes Interesse an Kirche und Religion. Verständlich also, dass es kirchliche Themen und Anliegen in den deutschen Medien schwerer haben. Es kann aber nicht die Aufgabe des Fernsehens sein, neues Vertrauen in die Kirchen aufzubauen und der Krise entgegenzusteuern. Das müssen die Verantwortlichen in den kirchlichen Leitungsebenen und die Gläubigen selbst tun.

Doch gerade bei den Vertretern der Amtskirche herrscht mitunter das Gefühl, die Medien gingen gerade mit der Kirche besonders kritisch um, wie zum Beispiel beim Missbrauchsskandal oder der Diskussion um den teuren Bischofssitz in Limburg. Das liegt meiner Ansicht nach vor allem daran, dass die Kirche überfällige Auseinandersetzungen mit gesellschaftlichen Entwicklungen in den vergangenen Jahren immer erst auf massiven öffentlichen Druck hin offen ausgetragen hat – wie anfänglich im Fall der Missbrauchsfälle. Am Ende war es nicht die Kirche, sondern eine aufgeklärte Gesellschaft mit ihren Medien, die – in Deutschland ausgelöst durch einen mutigen Jesuiten – teils jahrzehntealtes Leid aufdeckte und den „Moralproduzenten“ Kirche zur Selbsterkenntnis und Auseinandersetzung mit den Opfern zwang.

Ich meine: Überfällige Auseinandersetzungen mit gesellschaftlichen Entwicklungen darf die Kirche nicht erst auf massiven öffentlichen Druck hin offen austragen. Gerade in Zeiten, wo viele Menschen keine von Kindheit an gewachsene Beziehung zu Gott haben, muss sich die Kirche bemühen, die Wege zu ihm so breit wie möglich zu halten. Das Bild einer auf sich selbst bezogenen, den Fragen der Welt verschlossenen Kirche, schreckt ab. Deswegen muss sie sich, davon bin ich überzeugt, vor allem den kritischen Fragen stellen. Sie muss sich auch infrage stellen lassen, darf Diskussionen über Verfehlungen nicht unterdrücken. Es wäre der falsche Weg, sich Kritik schlicht zu entziehen, sich für so außergewöhnlich einzuschätzen, dass man auch der Welt draußen abspricht, sich in kirchliche Diskussionen



Peter Frey wurde 1957 in Bingen am Rhein geboren. 1986 beendete er sein Studium der Politikwissenschaft, Pädagogik und Romanistik in Mainz und Madrid und schloss mit Promotion zum Dr. phil. ab. Neben seinem Studium ging er schon früh einer journalistischen Tätigkeit beim Südwestfunk (Hörfunk) und bei der "Frankfurter Rundschau" nach. Von 1985 bis 1988 arbeitete Peter Frey als Redakteur und Reporter beim ZDF-"heute-journal". Von 1991 bis 1992 war Peter Frey als Korrespondent und stellvertretender Leiter im ZDF-Studio Washington im Einsatz. Er berichtete unter anderem über den Golfkrieg. Danach entwickelte er das neue Sendeformat „ZDF-Morgenmagazin“, das er sowohl leitete als auch moderierte. Von 2001 bis 2010 leitete Peter Frey das ZDF-Hauptstadtstudio in Berlin. Er moderierte zahlreiche Sondersendungen über den Tod von Papst Johannes Paul II. und die Wahl von Papst Benedikt XVI. aus Rom (2005). Seit April 2010 ist Peter Frey Chefredakteur des ZDF.

einzumischen.

Transparenz ist zu einem Schlagwort in der unsere Gesellschaft geworden. Diskussionen über Verfehlungen können nicht mehr einfach unterdrückt werden. Gesellschaftliche Akteure müssen sich den Fragen der Öffentlichkeit stellen, Auseinandersetzungen austragen. Niemand kann sich den Debatten mehr entziehen. Das erfordert gerade von der Amtskirche Verständnis gegenüber der Öffentlichkeit.

Die neuen Kommunikationsmittel haben direkten Einfluss auf beide Seiten der Berichterstattung. Wer in der Kritik steht, muss sich den neuen Kommunikationsbedürfnissen stellen. Die neuen Formen der gesellschaftlichen Verständigung machen einen transparenten Umgang mit Kritik nötig. Das mag anfangs ungewohnt und auch oft anstrengend sein. Es hilft aber auch all denen, die in der Kritik stehen, trägt zur Selbstvergewisserung bei und kann nicht zuletzt die eigene Glaubwürdigkeit vergrößern.

Gezeigt hat sich dies auch im Fall des Limburger Bischofs Franz-Peter Tebartz-van Elst und seinen umstrittenen Neubau des Bischofssitzes in Limburg. Die Kirche ist hier sicher nicht das Opfer einer Rufmordkampagne geworden, wie es Gerhard Müller, Präfekt der Glaubenskongregation in Rom, beschrieben hat. Die Kirche hat es versäumt, schnell zu reagieren, ihr Projekt zu erklären und richtiges Krisenmanagement zu betreiben, stattdessen wurde vertuscht. Dem Versuch des Bischofs und seiner Oberen, die Verantwortung abzuwälzen, auf das Domkapitel oder den Verwaltungsrat, hat der Glaubwürdigkeit noch mehr geschadet. In der Konsequenz haben die Schlagzeilen um die Bischofsresidenz von Limburg zu mehr Kirchaustritten geführt als der Missbrauchsskandal.

So befürchte ich, dass die Kirche nach Jahrzehnten einer bis heute ungebremsten Austrittswelle, als Konsequenz einer nicht zu Ende gebrachten Modernisierungsdebatte, schließlich mit ihrer defensiven Antwort auf die Kritik nicht den Weg der Auseinandersetzung mit der Gesellschaft geht, sondern dass sie sich in sich selbst zurückzieht, in eine Art selbstgewähltes Ghetto. Das zu verhindern muss heute das wichtigste Ziel sein. Eine Wagenburg-Mentalität hilft hier nicht weiter. Stattdessen muss die Kirche Mut haben, Missstände auch in eigener Sache aufzuklären und Ihrer Rolle in der Gesellschaft gerecht werden.

Gerade Papst Franziskus macht mir an dieser Stelle Mut, dass Kirche diesen Weg gehen kann. Franziskus hat für seine öffentliche Kommunikation einen ganz eigenen Stil entwickelt – und das macht sicherlich einen Teil seines Erfolges aus. Er hat bewusst oder unbewusst durch starke Zeichenhandlungen binnen kurzer Zeit für jedermann auf gänzlich unintellektuelle, unakademische Art und Weise verständlich gemacht, wie er sein neues Amt versteht: dienend, menschlich, dialogisch. Er steht für mehr Regionalität und weniger Zentralismus, für mehr Kollegialität und weniger Entscheidungen von oben. Mag sein, dass er Erwartungen an überfällige theologische oder kirchliche Reformen nicht oder nicht schnell entgegenkommt. Dass er aber ein Mensch ist, der nicht entrückt leben will, der eine andere Kirche will, jedenfalls was ihren Auftritt in der Welt angeht, das hat sein erstes Amtsjahr unmissverständlich deutlich gemacht. Und mit diesem Stil ist er den Kommunikationsbedürfnissen einer vernetzt kommunizierenden Welt ein ganzes Stück näher gekommen.

Das Beispiel Franziskus zeigt, dass die Medien nicht immer alles aus einer negativen Perspektive sehen. Zu unserer Berichterstattung gehören auch viele positive Geschichten, Geschichten von Engagement und Gerechtigkeit, von der Verbesserung von Lebensbedingungen, von Versöhnung. Und das Publikumsinteresse an Ereignissen wie der Papstwahl im vergangenen Jahr oder der Heiligsprechung von Johannes Paul II. und Johannes XXIII Ende April ist im ZDF weiter sehr hoch und das trotz einer säkulareren Gesellschaft.

Vielleicht macht dies am Ende auch etwas Mut, dass Religion und Kirche auch in der modernen Gesellschaft weiter ihre Rolle haben werden. Sich nicht mehr auf Augenhöhe mit einer zugegebenermaßen komplexeren, sicher kritischen, zum Teil sogar feindlicheren Gesellschaft zu sehen – das wäre aus meiner Sicht der ganz falsche Weg. Die Gesellschaft

braucht Kirche, gerade auch in der Debatte um Werte und Ethik, wie Franziskus gerade eindrucksvoll zeigt. Er hat den Begriff Barmherzigkeit wieder in die innerkirchliche Debatte um eigene Wertmaßstäbe eingeführt und mit seinem anrührenden Besuch auf Lampedusa die europäische Flüchtlingspolitik herausgefordert und verändert. Die Kirche kann also sich und andere bewegen. Im Dialog, mit Offenheit und Transparenz muss sie sich den Fragen der Zeit stellen und Zweifel, Fragen und Kritik zuzulassen. Das ist am Ende auch der Schlüssel für eine attraktivere Verkündigung kirchlich-christlicher Anliegen in den Medien.

NACH OBEN



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)





Novum in der Geschichte von sinnstiftermag

Mit Bernhard Remmers, Journalistischer Direktor des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp), und Ludger Burmann, Schauspieler, Karbettist und Imageberater, standen der sinnstiftermag-Redaktion zum ersten Mal zwei Interviewpartner Rede und Antwort. Danke!



INTERVIEW

Bernhard Remmers

„In der Tat gibt es nicht wenige Repräsentanten der Kirche, die häufig unverständlich und floskelhaft formulieren. Aber zum Glück gibt es auch die anderen Beispiele: Von Papst Franziskus bis zu den Kapuzinerpatres zum Beispiel hier in der Nachbarschaft der katholischen....“

[WEITER »](#)

INTERVIEW

Ludger Burmann

„Die Seminare sind sehr unterschiedlich. Wenn ich mit kirchlichen Angestellten arbeite, dann erzähle ich erst einmal, was überhaupt "Lesen" bedeutet. Es gibt einige handwerkliche Dinge, die viele nicht wissen, zum Beispiel wie Interpunktion funktioniert und wie man...“

[WEITER »](#)



Im Interview:
Bernhard Remmers
Bild: © 31M

Kirche/Deutsch – Deutsch/Kirche: Wenn Kirchenleute in Rätseln sprechen.

Interview mit Bernhard Remmers

Oft hört man die Aussage, kirchliche Akteure sprächen schlicht unverständlich. Teilen Sie diese Diagnose und haben Sie Beispiele unverständlicher kirchlicher Sprache für uns?

In der Tat gibt es nicht wenige Repräsentanten der Kirche, die häufig unverständlich und floskelhaft formulieren. Aber zum Glück gibt es auch die anderen Beispiele: Von Papst Franziskus bis zu den Kapuzinerpatres zum Beispiel hier in der Nachbarschaft der katholischen Journalistenschule in München. Menschen der Kirche, Priester und auch katholische Journalisten, die mit ihrer Sprache direkt auf das Herz ihrer Zuhörer treffen. Und übrigens: Auch der neue Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, weiß sich hervorragend in der öffentlichen Debatte verständlich zu machen.

Was, denken Sie, sind die Ursachen für eine häufig unverständliche Sprache?

Da fallen mir zuerst Unsicherheit und Gewohnheit ein. Wer sich seiner eigenen Botschaft nicht sicher ist, wem die innere Begeisterung fehlt, der flüchtet sich halt allzu gerne in die gewohnten Floskeln. Auch die Angst vor der Öffentlichkeit, vor den Konsequenzen des eigenen Standpunkts kann dazu führen, dass Prediger offizielle Verlautbarungen den eigenen Worten vorziehen.

Was sollte kirchliches Sprechen vom und über den Glauben Ihrer Meinung nach grundlegend charakterisieren?

Eine klare und im besten Sinne schlichte Sprache, die wirklich zu dem Menschen passt, der sie im Munde führt. Wichtiger noch: Die Menschen wollen spüren, dass es dem Vortragenden mit seiner Botschaft ernst ist. Das schon zu häufig gebrachte Modewort Authentizität trifft es hier vielleicht. Ich möchte wirklich spüren, dass derjenige, der da spricht, auch von dem Gesagten erfüllt ist.

Wie bilden Sie am ifp in dieser Hinsicht die zukünftigen kirchlichen Kommunikatoren aus?

Das ifp ist eine Journalistenschule und kein Predigerseminar, und übrigens auch keine Schule für PR und Werbung. Uns geht es darum, gute Journalisten auszubilden, die aus dem Geist des Glaubens heraus ihre Arbeit in den Redaktionen machen. Und natürlich freuen wir uns, wenn diese jungen Leute hier im ifp etwas über die Kirche lernen. Vor allem aber wollen wir Ihnen in dieser Zeit der Ausbildung eine geistliche Begleitung anbieten. Das kann helfen, den eigenen Glauben zu entwickeln und später einmal auskunftsfähig zu sein.



Bernhard Remmers, geboren 1958 in Münster, studierte Geschichte und Sozialwissenschaften in Bonn, absolvierte sein Volontariat im Schleswig-Holsteinischen Zeitungsverlag und war danach landespolitischer Korrespondent in Kiel. Von 1994 bis 2007 war Remmers Chefredakteur der Verlagsgruppe Bistumspresse (Osnabrück). Von 2008 bis 2013 betrieb er als selbstständiger Journalist und Medienberater die Medienwerkstatt am Rosenplatz in Osnabrück - in dieser Zeit war er Korrespondent der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung und Medienberater für die Friedel & Gisela Bohnenkamp-Stiftung. Er war bis März 2014 Vorstandsmitglied in der Gesellschaft Katholischer Publizisten Deutschlands e.V. (GKP), ist Mitglied im Deutschen Journalisten-Verband (DJV) und war von 2003 bis 2010 Mitglied der Jury für den Katholischen Medienpreis. Seit Juni 2013 ist er Journalistischer Direktor des ifp.

Von wem kann man lernen, wie man verständlich spricht?

Am besten immer noch im Gespräch mit anderen Menschen. Da spüre ich sofort, ob mein Gegenüber mich versteht oder ob ich einen neuen, anderen Anlauf unternehmen muss. Dazu braucht es natürlich die Bereitschaft, dass ich meine Gesprächspartner genau beobachte, ihnen ins Gesicht schaue.

Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen Verständlichkeit von Sprache und der Relevanz des Inhaltes?

Ich sehe nicht so sehr einen Zusammenhang von Verständlichkeit und Relevanz sondern von Verständlichkeit und Überzeugungskraft. Wer für die eigene Botschaft nicht brennt, der kann auch nur schwer überzeugen und anstecken.

Sollte es Ihrer Meinung nach für Kirchenleute professionelles Training geben, wie man Inhalte an die verschiedenen Zielgruppen vermittelt? Sehen Sie hier vielleicht auch Schwachstellen in der heutigen Ausbildung von Priestern/Theologen?

Das mag ich nicht wirklich beurteilen. Aber sicher ist es sinnvoll, einzelne Talente für den öffentlichen Diskurs auch professionell zur fördern.

Früher gab es große Rhetoriker in der Politik und große Prediger in der Kirche. Ist das heute noch so, oder ist die Zeit der großen Redner schlicht vorbei?

Die Zeit der großen Volksprediger, die ganze Marktplätze mit ihren begeisterten Zuhörern füllten, ist vermutlich vorbei. Heute sind die Talkformate im Fernsehen, die Blogs im Internet oder die Tweets auf dem Smartphone ganz bestimmt wichtiger.

Wie analysieren Sie als Profi den Rede- und Verkündigungsstil Jesu? Wie hat er so viele Menschen dazu bewegen können, ihm mit Begeisterung zuzuhören und zu folgen?

Jesus hat über eine Welt gesprochen, die seine Zuhörer selber kannten: Hirten, Schafe, Weinberge, Wegelagerer, römische Besatzer das war damals die Lebenswirklichkeit der Menschen in Palästina. Diese Welt ist uns heute fremd

Was glauben Sie, welche Gleichnisse würde Jesus heute erzählen?

Mit solchen Fragen tue ich mich schwer. Wer bin ich, dass ich über das Tun Jesu spekuliere? Mit aller Vorsicht vermute ich, dass Jesus heute womöglich über alleinerziehende Mütter, ausgebeutete Menschen im Niedriglohnssektor oder vereinsamte Menschen im Pflegeheim reden würde. Es gibt da schon einige Stellen, wo er den Finger in unsere Wunden legen könnte.

Sehen Sie andere, noch unentwickelte Medienformate, die neu zur Verständlichkeit und Relevanz kirchlichen Sprechens beitragen könnten?

Medienformate gibt es heute viele, Videokanäle bei Youtube zum Beispiel. Das ist ein gewaltiges Experimentierfeld. Wer da bestehen will, der sollte allerdings Profi sein und wissen was er dort tut.

Sollte Kirche also zum Beispiel bestimmte Apps produzieren, Blogs schalten, Podcasts anbieten, neue Sendungen streamen?

Die heutige Medienwelt bietet uns ungeahnte und kaum überschaubare Möglichkeiten. Und natürlich sollte die katholische Kirche hier überall vorkommen. Ich halte allerdings gar nichts davon, immer wieder nur auf die großen Institutionen der Kirche zu schauen und von dort den Megaplan zu erwarten. Gerade die neue Medienwelt lädt uns zu individuellen, kleinen Initiativen ein. Das sind doch ideale Bedingungen für vom Glauben begeisterte Medienschaffende, ihr eigenes Ding zu

machen. Beispiele dafür gibt es schon heute: Radiosender, Printmagazine, Blogs. Keiner hat uns gesagt, dass wir für all das auf einen kirchenamtlichen Auftrag warten müssen. Zwei wichtige Männer für unseren Papst, der heilige Franziskus und der heilige Ignatius, haben auch nicht erst einen päpstlichen Pastoralplan gefordert, bevor sie im Sinne der Kirche losgelegt haben. Sie haben einfach angefangen!

Werfen wir einen Blick nach vorn: Wie wird man in 15 Jahren Kirche und Glaube öffentlich hören und bewerten?

Keine Ahnung, ganz ehrlich. Der Wandel unserer Gesellschaft ist so rasant, dass diese Entwicklung vor allem der Kommunikationsmittel nicht absehbar ist. Aber ich bin fest davon überzeugt, dass sich immer wieder Christen öffentlich bemerkbar machen.

NACH OBEN



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)





Im Interview:
Ludger Burmann
Bild: © 31M

Kirche/Deutsch – Deutsch/Kirche: Wenn Kirchenleute in Rätseln sprechen.

Telefoninterview mit Ludger Burmann

Herr Burmann, Sie sind Schauspieler, Coach und Imageberater und bieten u.a. Seminare für Kirchenleute an. Wie sehen speziell diese Seminare aus? Was machen Sie inhaltlich?

Die Seminare sind sehr unterschiedlich. Wenn ich mit kirchlichen Angestellten arbeite, dann erzähle ich erst einmal, was überhaupt „Lesen“ bedeutet. Es gibt einige handwerkliche Dinge, die viele nicht wissen, zum Beispiel wie Interpunktion funktioniert und wie man sie liest. Dazu zählt auch, wie ein Punkt oder ein Komma klingt. Was ist ein Fragezeichen? Wie lese ich ein Ausrufezeichen? Auch wichtig ist Sprech- und Pausentechnik, außerdem die richtige Atmung. Evangelien z.B. sind schwere Texte und durchaus mit Klassikern vergleichbar - da muss man Pausen machen und nicht einfach „durchrauschen“. Wenn die handwerklichen, grundsätzlichen Dinge geklärt sind und wir einige Übungen dazu gemacht haben, dann geht es darum, dass der Text inhaltlich verständlicher gemacht wird. Dafür suchen wir Textpassagen heraus, die man unbedingt betonen muss. All das geschieht unter der Prämisse: Das Publikum hört den Text nur einmal!

Wie groß ist der Bedarf, wie stark die Nachfrage? Wer bucht Sie? Und worin wollen die meisten gecoacht werden? Was sind die größten Probleme, die geäußert werden?

Die Nachfrage ist groß, z.B. waren fast alle Lektoren aus dem Bereich Olpe schon da. Der Bedarf besteht meiner Meinung nach überall. Aber die Beratungsresistenz und das Erkennen der Problematik stehen vielen im Weg. Einmal habe ich auf eine Anfrage meinerseits die Antwort bekommen: „Wir brauchen kein Training, das macht bei uns schon der Organist.“ Da weiß man sofort, wo der Stellenwert ist. Diese Priester bekommen ihre Texte dann kurz vor der Messe, vielleicht nur ein paar Minuten vorher. Aber man muss sich vorbereiten, schon Tage vorher üben, den Text jeden Tag 6 oder 7 Mal lesen, sonst kann da nichts bei rauskommen. Diese schweren Texte kann man nicht mal eben so runterrattern. Dementsprechend ist dann das Ergebnis – der rote Faden fehlt, wenn man sich da durchquält. Meist geht es also wirklich um grundsätzliche Dinge, z.B. um die Frage „Wie lese ich?“ oder „Wie wende ich Lesetechnik an?“. Das können 99% der Bundesbürger nicht, ist aber irrsinnig wichtig. Dann führe ich Hörbücher vor, um zu zeigen, wie man klasse liest. Das sind z.B. Hannelore Hoger oder Otto Sander. Die meisten begreifen dann sofort, um was es geht und sagen oft „So habe ich das noch nie gesehen.“



Ludger Burmann, geboren 1956 in Werne, ist Schauspieler, Kabarettist, Imageberater und Coach. Von 1984 bis 1989 war er festes Mitglied im Ensemble des Dortmunder Stadttheaters. Seit 1989 spielte er in zahlreichen Fernsehserien und wirkte bei über 250 Hörspielen mit. Als Coach bietet er u.a. Vortragsseminare für Führungs- und Fachkräfte, aber auch für Pastoren, Priester und Kirchenangehörige an. Mehr Infos unter www.ludger-burmann.de

Wie ist das Feedback zu Ihren Seminaren?

Die, die es gemacht haben, finden es toll. Leider ist ja die Beratungsresistenz immer noch sehr hoch. Denn wer geht schon nach einem Gottesdienst zum Priester und sagt „Hören Sie mal, Ihre Predigt, die war wohl leider nix!“. Ein Freund von mir ist z.B. evangelischer Pfarrer. Er hat seinen Lektoren angeboten, ein Seminar zu buchen. Diese sahen jedoch keinen Bedarf, da sie von sich selbst sehr überzeugt waren. Die fragen sich dann „Warum sollte ich mich coachen lassen? Ich kann doch lesen!“. Aber die Investition lohnt sich.

Ich konnte jedoch beobachten, dass die Gemeinden in Bayern und Baden-Württemberg offener für diese Problematik sind. Hier oben bei uns in NRW ist das ganz schwierig. Ich habe mehrmals versucht, den WDR mit seiner Morgenandacht zu kontaktieren. Denn was die manchmal abliefern, geht meiner Meinung nach nicht. Aber da ist keine Einsicht.

Was glauben Sie, woran das liegen könnte?

Das liegt wie gesagt an der fehlenden Resonanz. Wenn man in der freien Wirtschaft ist und einen Vortrag hält, gibt es sofort ein kritisches Feedback. Aber die Leute trauen sich nicht, ihre Gemeinde oder den Gottesdienst zu kritisieren, eben weil es dieses Angebot nicht gibt. Ergebnis ist: die Kirchen werden immer leerer. Aber zum Glück kommt langsam eine jüngere Generation, die für diese Trainings offen ist und die auch sieht, dass es ein Problem gibt.

Sie selbst sind Schauspieler. Was können Kirchenleute von Schauspielern lernen? Geht es in Ihren Seminaren auch um Mimik und Gestik?

Mir hat ein erboster Priester im Seminar mal gesagt, er wolle nicht Schauspieler werden. Aber Priester, Kirchenleute und Diakone haben mit Schauspielern eines gemeinsam: das Wort. Und da erwarte ich eine professionelle Einstellung. Daher mache ich Predigt-Trainings. Dort geht es um Grundlagen der Körpersprache, Ausstrahlung und Präsentation vor einer Gruppe. Mimik und Gestik werden thematisiert, aber entscheidend ist die Authentizität. Also: nichts spielen und nichts machen, was man nicht ist. In diesem Training soll die Persönlichkeit entdeckt werden, das ist das Wichtigste. Die Glaubwürdigkeit eines Diakons oder Priesters ist das A und O. Egal, wie jemand vor sich hinstammelt, er muss authentisch bleiben. Es ist eben nicht jedem gegeben, fröhlich und locker vor einem Publikum sprechen zu können. Aber genau das üben wir. Wenn jemand nicht gut predigen kann, dann ist eine gut gelesene Predigt immer noch besser, als eine unsichere freie Predigt. Es gibt Techniken, damit sich Leute von einem gelesenen Text angesprochen fühlen. D.h. ich muss z.B. Blickkontakt halten und, was man nicht unterschätzen darf, eine einfache Sprache finden: keine Fremdwörter und immer inhaltliche Bezüge aus den Evangelien in die Gegenwart. Einige Gottesdienste sind an Langweile nicht zu überbieten und das muss sich zukünftig ändern. Das große Problem ist nur, dass viele Gemeindeglieder kein Feedback geben. Daher ist die Problematik den meisten Lektoren oder Priestern gar nicht bewusst. Das ist meiner Meinung nach einer der Punkte, warum Kirche für viele so unattraktiv ist – sie fühlen sich einfach nicht angesprochen. Dabei sind Bibeltexte an sich sehr spannend.

Was sind typische Fehler, die immer wieder gemacht werden?

Das schwierigste Satzzeichen ist der Punkt. Man sagt ja auch oft „Auf den Punkt kommen“ und das schaffen nur ganz wenige. Die meisten lesen anstatt eines Punktes fast immer ein Komma. Auch schwierig sind viele Nebensätze, die durch Kommata getrennt werden, damit haben viele Probleme. Aber ein Satzzeichen hat ja einen Sinn, daher muss man sie auch extrem genau lesen, damit dieser Sinn nicht verloren geht. Wichtig ist auch, dass man eine einigermaßen gute Stimme hat und dass man Pausen einhält. Viele haben Angst vor Pausen, weil dann der Eindruck entsteht, man wüsste nicht mehr weiter. Aber das stimmt nicht – man muss Pausen machen, damit der Gedanke des Textes

ankommt und der Inhalt sich erst einmal setzt. Nur so bleibt das Publikum am Ball, es muss Zeit haben, über das Gesagte nachzudenken.

Warum ist Ihnen das Coachen von Kirchenleuten wichtig? Haben Sie ein persönliches Anliegen?

Ich sag's mal so: zu der ganzen Sache bin ich gekommen wie die Jungfrau zum Kinde. Vor ca. 15 Jahren habe ich mal ein Seminar für Lehrer entwickelt, da meine Kinder in der Schule Kafka gelesen haben. Und das war eine Katastrophe. Da habe ich gesagt „Das geht so nicht!“ und dann eben dieses Training angeboten. Die Rückmeldung war super, mir wurde empfohlen, meine Ideen auch an andere weiterzugeben. Und dann habe ich das Angebot einfach an Priesterseminare geschickt. Mein erstes Training hatte ich in Rottenburg mit katholischen Priestern und dann gab es allmählich den berühmten Schneeballeffekt. Außerdem habe ich viel mit Glauben zu tun. Als ich 14 war, wollte ich Priester werden. Aber als dann die ersten Mädchen kamen, habe ich gemerkt, dass das nichts für mich ist. Wenn es kein Zölibat gegeben hätte, wäre ich vielleicht noch einer geworden.

Aber wenn ich durchweg ungläubig wäre, würde ich das Ganze ja nicht tun. Ich find's einfach schade, was mit der Kirche momentan passiert – gerade auch mit den Texten, weil die einfach toll sind. Ich liebe Literatur und Sprache und wenn ich sehe, was z.B. auf einer Kinderkommunion gelesen wird, dann bekomme ich die Krise. Dann darf man sich auch nicht wundern, wenn niemand mehr kommt.

Sollte man Bibeltexte also in einfachere Sprache übersetzen?

Nein, das liegt nur an der Betonung. Sie können diese Texte so lesen, dass das Publikum denkt, es sei Umgangssprache. Natürlich müssen sie das lernen, wir können ja nicht einfach eine neue Bibelübersetzung machen. Schauspieler üben Sprache Jahre lang, das ist ein permanenter und langwieriger Prozess, es ist wichtig, dass man Texte übt. Man kann Aufmerksamkeit nur generieren, wenn man spannend und fachlich qualifiziert vorträgt.

Haben Sie schon erste Langzeitergebnisse? Wie haben sich die Gemeinden, die Sie gecoacht haben, entwickelt?

Ich biete die Trainings schon seit fast 15 Jahren an und das Feedback ist durchweg positiv. Das zeigt sich auch darin, dass ich Wiederholungs- oder Vertiefungsseminare mache. Oft sind Leute dabei, die schon 2 oder 3 Mal daran teilgenommen haben. In Olpe z.B. habe ich schon das dritte Folgeseminar gemacht. Das ist dann auch kein stures Lesen. Wir machen zum Auflockern viele Spiele und Kennenlern-Übungen und haben unglaublich viel Spaß dabei.

Wie empfinden Sie allgemein die momentane Kommunikation der Kirche, besonders die Öffentlichkeitsarbeit?

Das muss besser werden. Die Kirche muss sehen, wo die Bedürfnisse der Menschen sind, sie muss sich fragen, wie man sie abholen kann. Das erreicht man nicht, indem man predigt „Gott liebt euch!“. Man muss schon gesellschaftliche Problematiken ansprechen, zum Beispiel die Armutsgrenze. Wie sagt man so schön „Da, wo es den Leuten dreckig geht, da glauben sie besser.“, gucken Sie ins gläubige Spanien oder Italien. Wenn es den Leuten gut geht, brauchen sie oft den Glauben nicht mehr. Aber da muss man ihnen dann sagen „Obwohl es euch gut geht, ist Religion ein wichtiger Faktor eures Lebens!“. Kirche sollte zeigen, welche Vorteile man hat, wenn man glaubt. Was bringt mir ein Gespräch mit Gott, mit der Gemeinde, mit dem Priester oder mit meinen Nachbarn? Ich denke da z.B. an Empathie und wie wichtig sie ist.

Was glauben Sie, wovor haben Kirchenleute Angst, wenn es um Öffentlichkeitsarbeit geht? Warum fällt es vielen so schwer, Stellung zu beziehen und ihre eigene Meinung zu äußern?

Vielen fällt es schwer, zu einigen Themen einfach zu stehen. Z.B. war

der Umgang mit den Missbrauchsvorwürfen skandalös, das geht gar nicht. Man muss sich auch mit unangenehmen Themen auseinandersetzen. Da fällt mir auch die Position der Frauen in der Kirche ein. Man muss sich überlegen, was Frauen in der Kirche schaffen könnten. Kirchen werden auch deshalb immer leerer, weil viele Frauen sich einfach nicht mehr angesprochen fühlen. Das ist komplett an der Lebensrealität vorbei. Soziale Themen sind meiner Meinung nach wichtiger, als spirituelle. Denn Kirchenkritische sehen sofort, wenn da etwas nicht stimmt und unter den Teppich gekehrt wird.

Viele sagen, Kirche sollte nicht politisch sein. Das sehe ich ganz anders! Der Gott in der Bibel war politisch, also kann und muss Kirche auch politisch sein, sie muss sich einmischen. Priester, Pfarrer und Diakone müssen ihre Meinung sagen, sie müssen sagen, was schief läuft. Dann hat man in der Gemeinde einen neuen Diskussionspunkt. Kirche muss Position beziehen, sie ist ein Teil der Gesellschaft und diese besteht eben auch aus Politik. Da mag es dann Priester geben, die liberaler sind als andere. Aber genau das macht es doch so spannend. Ich habe ja Hoffnung in unseren neuen Papst. Ich glaube, dass er endlich ein bisschen mehr Druck macht.

NACH OBEN



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)





„Wenn Kirchenleute in Rätseln sprechen.“

Wie verständlich muss Kirche sein? Wie glaubwürdig ist sie? Welche Fehler machen Kirchenleute in der Öffentlichkeitsarbeit? Was können Pfarrer, Priester, Ordensleute von Coaching-Experten in Seminaren lernen? Und wie empfinden Jugendliche die momentane Kommunikation der Kirche? Zwölf interessante Antworten.

12 interessante Antworten



STATEMENT

Wolf Schneider

„Die Sprache Luthers zu übertreffen ist unmöglich, sie zu erreichen ziemlich schwer. Die Lutherbibel ist die Stiftungsurkunde der deutschen Sprache. Ich beneide keinen, der jeden Sonntag in sprachlicher Konkurrenz zu Luther treten muss. Es fragt sich nur, ob die Mehrheit...“

WEITER »



STATEMENT

Susanne Becker-Huberti

„PR? Auch das noch...“, stöhnen Leitende Pfarrer, Mitglieder des Pfarrgemeinderats, Pastoralreferentinnen und manch andere im Chor. Sie haben schon genug um die Ohren! Stimmt. Aber Öffentlichkeitsarbeit ist kein Luxus,...“

WEITER »



STATEMENT

Sandro Abbate

„Glaubwürdigkeit setzt vor allem drei Dinge voraus: Ehrlichkeit, Authentizität und in den heutigen Zeiten von Internet und Social Media mehr denn je die Bereitschaft zu offenem Dialog. Das gilt sowohl für Wirtschaftsunternehmen als auch...“

WEITER »



STATEMENT

Otto Kettmann

„Die Kommunikation der Kirchen zu Fragen der Gesellschaft und des Glaubens ist heute stark von wissenschaftlichem Erkenntnisstreben geprägt. Dies mag durchaus seine Berechtigung haben. Allerdings ist

diese Form der Kommunikation wenig..."

WEITER »



STATEMENT

Rainer Maria Kardinal Woelki

„Ich widerspreche Ihrer Formulierung von einer "Kluft zwischen Kirche und Realität vieler Katholiken" ganz entschieden. Die Kirche ist kein Luftschloss, kein Wolkenkuckucksheim. So wie Jesus Christus Mensch geworden ist, hat sich auch seine Kirche in uns..."

WEITER »



STATEMENT

Wilfried Handl

„Ich möchte vorausschicken, dass es sich bei Scientology um keine Religion handelt, sondern lediglich um eine Organisation, die sich des Deckmantels einer "Kirche" bedient – ich war 28 Jahre dabei und anderes wäre mir aufgefallen. ..."

WEITER »



STATEMENT

Elke Rudloff

„Soviel Zeit hätte ich auch gerne für meine normalen Gottesdienste!" seufzt manche Fernsehpfarrerin. Ja, Fernsehgottesdienste kosten Zeit. Wegen der riesengroßen Gemeinde. Und weil sie mit anderen Sendungen verglichen werden. Also feilt die Pfarrerin meist..."

WEITER »



STATEMENT

Dieter Fender

„Als vor sechs Jahren die Zusammenarbeit mit einem strategischen Unternehmensberater, der den Vorsitz eines Pfarrgemeinderates übernommen hatte, einfach nicht funktionieren wollte, weil ich seine Strategie nicht verstand und er meine kritischen Fragen..."

WEITER »



STATEMENT

Hanna Buiting

„Ich bin nicht nur Buchstabenmensch und Studentin, sondern auch Christin. Die katholische Kirche wurde mir in die Wiege gelegt, hat mein Großwerden geprägt und bietet für mich gleichzeitig auch Reibungsfläche. Ich bin überzeugt, dass es eine Kommunikation..."

WEITER »



STATEMENT

Michael Alexander Mann

„Beim ökumenischen Projekt safranblau schauen und hören wir genau hin, wie junge Menschen sprechen, was ihnen wichtig ist und was nicht. Was sie brauchen und was nicht. Welche Medien sie nutzen, welche Orte sie aufsuchen und welche Orte sie meiden. ..."

WEITER »



STATEMENT

Oliver Hoesch

„Gegenfrage: Erklären Sie mir kurz, was beim Fußball "Abseits" ist? Wer Fußball spielt oder gar den Schiri-Schein macht, weiß natürlich sofort, worum es geht. Wer nur zur Weltmeisterschaft am Fernseher dabei ist, häufig nicht. ..."

WEITER »



STATEMENT

Birte McCloy

„Wer einen Gottesdienst plant, steht vor der Herausforderung, dass jeder Besucher ein Experte ist. Ein Experte in der Frage, wie der persönliche Zugang zu Gott und das eigene spirituelle Erleben besonders gut gefüllt werden kann. Je nach Gemeinde..."

WEITER »



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)

  



Text: Susanne Becker-Huberti

Susanne Becker-Huberti, geboren 1975, ist Redakteurin und Moderatorin bei domradio.de. Zudem leitet die Diplom-Journalistin Seminare in den Bereichen Journalismus und PR. Nach ihrem Volontariat beim WDR und einem Stipendiat beim Institut zur Förderung des journalistischen Nachwuchses (ifp) arbeitete sie erst fest angestellt, dann freiberuflich weiter für den WDR, später u.a. auch bei DRadio und domradio.de. Im Katholisch-Sozialen Institut (KSI) in Bad Honnef hat sie von 2003 bis 2007 das MedienkompetenzZentrum aufgebaut. Sie lebt mit ihrem Mann und drei Kindern in Bonn.

„Frau Becker-Huberti, Sie sind Journalistin und haben im Mai 2014 für das Erzbistum Köln einen Workshop zum Thema „PR? Auch das noch! Grundlagen der Pressearbeit“ geleitet. Themen werden u.a. Pressemitteilungen und der richtige Umgang mit Journalisten sein. Was raten Sie konkret Kirchenleuten, wenn es um PR geht? Wie verständlich muss Kirche sein, die frohe Botschaft? Wie erreicht man seine Zielgruppe, seine Gläubigen? Wie wichtig ist Sprache und Ausdruck?“

Eine vor allem frohe Botschaft

„PR? Auch das noch...“, stöhnen Leitende Pfarrer, Mitglieder des Pfarrgemeinderats, Pastoralreferentinnen und manch andere im Chor. Sie haben schon genug um die Ohren! Stimmt. Aber Öffentlichkeitsarbeit ist kein Luxus, kein I-Tüpfelchen, schon gar kein lästiges Übel.

PR darf nicht da anfangen, wo der Rest halbwegs erledigt ist. Öffentlichkeitsarbeit muss in jeder Kirchengemeinde, in jedem Seelsorgebereich zum Alltag gehören. Die Akteure müssen sich über PR Gedanken machen, eine Strategie entwickeln und sie leben.

Öffentlichkeitsarbeit will Vertrauen zu schaffen. Das ist nötig, besonders angesichts der Situation von Kirche derzeit. Vertrauen kann, wer versteht. Noch mehr vertraut, dessen Herz berührt ist. Wir tun also gut daran, verständlich zu sprechen. Noch besser: Herzen zu berühren.

Gnade, wie geht das?

„Aber die frohe Botschaft an sich ist doch anrührend, begeisternd, sie spricht doch für sich! Wer sie hören will, kann das, zum Beispiel jeden Sonntag in der Heiligen Messe!“ Ein Teil der Menschen, ja. In einer Zeit jedoch, in der nicht mehr viele katholisch sozialisiert sind oder werden, braucht die frohe Botschaft neue Wege und Übersetzungen.

Fronleichnam, Pfingsten, was war da noch mal? Demut, Gnade, wie geht das? Können auch Katholiken nicht immer spontan sagen. Viele Kinder lernen im Kommunionunterricht erst das Kreuzzeichen. Palmstecken finden Nicht-Katholiken oft noch lustig, eine Prozession mit Monstranz schon ziemlich befremdlich. Wenn Kirche, wenn Religion für die meisten Menschen nicht mehr selbstverständlicher Teil des Lebens ist, gehen Wissen und Verständnis, Symbole und Brauchtum verloren.

Die Frage nach Sinn im Leben bleibt, Menschen suchen Antworten darauf. Kirche kann sie bieten! Wer für Kirche Öffentlichkeitsarbeit macht, muss darum in einer Sprache sprechen, die auch Nicht-Katholiken verstehen. Sie oder er muss Pfingsten oder Fronleichnam

erklären (können) statt sich über das Unwissen von Journalisten aufzuregen, begeistern statt moralisch zu belehren, auf Augenhöhe kommunizieren und auch zuhören wollen.

Eine neue Einstellung zu PR

Öffentlichkeitsarbeit beginnt im persönlichen Gespräch. Insofern sind alle Akteure der Gemeinde an Öffentlichkeitsarbeit beteiligt. Wie sie wahrgenommen werden, ist entscheidend. Jeder Brief, das Aussehen des Kirchenvorplatzes und der Ruf der katholischen Kindertagesstätte - all das prägt das Erscheinungsbild. Ob die wichtigsten Personen als sympathisch und glaubwürdig wahrgenommen werden, ist allerdings wesentlich.

Für die Public Relations im engeren Sinne, die Entwicklung einer Strategie und vor allem deren Umsetzung muss eine Person verantwortlich zuständig sein. Häufig sind allerdings mehrere irgendwie neben anderen Tätigkeiten damit befasst, der Pastoralreferent zum Beispiel, die Pfarrsekretärin, ein Mitglied des Pfarrgemeinderats und der Leitende Pfarrer selbst. Das ist wenig hilfreich.

Sinnvoll ist, eine Person wird (wenn es geht: nur) mit Presse- und Öffentlichkeitsarbeit beauftragt, kann sich u.a. mit Fortbildungen auf diese Funktion spezialisieren und hält die Fäden in der Hand. Sie ist verlässlicher Ansprechpartner für die Journalisten, sieht jeden Flyer vor der Veröffentlichung und hat Zeit für die Aktualisierung der Internetseite.

Frische Formen, gezielte Ansprache

In einem größeren Pfarrgemeindeverband ist fraglich, ob solch eine zentrale Aufgabe auf Dauer ehrenamtlich zu leisten ist. Immer häufiger wird dort wohl ein hauptamtlich Beschäftigter für PR zuständig sein - freilich in enger Zusammenarbeit mit den anderen Akteuren und möglicherweise verstärkt durch weitere (ehrenamtlich) PR-Engagierte.

Ein Pressesprecher, der sich wirklich auf diese Herausforderung konzentrieren darf, kann frische Formen von PR für die Gemeinde finden: die Fotogalerie auf der Internetseite, Flashmobs oder der Auftritt bei Facebook. Er muss natürlich die verschiedenen Teil-Öffentlichkeiten im Auge behalten und Zielgruppen ansprechen, die bislang gar nicht vorkamen - ohne die zu verprellen, die seit langem die Seele der Gemeinde bilden.

Er wird nicht, nachdem das Pfarrfest geplant ist, überlegen, wie nun eine Pressemitteilung formuliert werden kann. Dass Öffentlichkeitsarbeit schon bei den ersten Plänen für ein Event mitbedacht werden muss, weiß er. Er wartet auch nicht, bis mal ein Journalist was fragt, sondern sucht Anlässe, auf die Medien zuzugehen.

Sein oder Schein?

Wenn der Pressesprecher verständlich und selbstverständlich über Religion und Kirche spricht und wenn die anderen Akteure ebenfalls als glaubwürdig und sympathisch wahrgenommen werden, wächst Vertrauen. Zur Glaubwürdigkeit einer Person gehört natürlich wesentlich, ob das Handeln zum Reden passt.

Wer Wasser predigt und Wein säuft, pflegt eine Doppelmoral, die nicht nur vielen so genannten Kirchenfernen sauer aufstößt. Was für ein Auto fährt also der Pfarrer und steigt er für kurze Strecken auch aufs Rad? Es geht weder um Askese, noch um moralische Zeigefinger oder um Haarspalterei.

Vielmehr geht's darum, was hinter der Fassade steckt, um nachvollziehbares Auftreten, echte Lebensfreude - gelebte Christlichkeit eben. Noch wichtiger, als rational begreiflich zu machen, warum wir Fronleichnam durch die Straßen schreiten, ist die Frage, ob wir echt, authentisch wirken.

In einer Zeit, in der - berechtigterweise - Sexuelle Gewalt, bischöfliche

Protzereien und andere Skandale das öffentliche Bild von Kirche bestimmen, ist es umso wichtiger, daneben der frohen Botschaft ihren – angemessenen – Stellenwert zu geben. In den Gemeinden geschieht eine Menge Positives, es wäre viele gute Berichte, Reportagen, Interviews wert!

Menschen froher machen

Statt sauerböfisch, engstirnig und verbissen maximal Insidertum zu pflegen, muss moderne Kirchen-PR überzeugend sein, Krisen konstruktiv angehen und immer wieder die frohe Botschaft in den Mittelpunkt stellen. „Frohe Botschaft“ ist wörtlich zu nehmen. Wir überzeugen, wenn wir glaubwürdige Vermittler dieser Botschaft sind, von Kopf bis Fuß, sonntags bis samstags, mit Gedanken, Worten und Werken.

Wir wissen von Paul Watzlawick, dass wir nicht nicht kommunizieren können. Darum macht Kirche, macht eine Gemeinde nicht „auch noch PR“, sondern sowieso – die Frage ist lediglich, welche.

Domradio.de, der Sender des Erzbistums Köln, der auch im Internet präsent ist, hat seit Pfingsten 2000 das Ziel, seine Hörer und User „ein bisschen fröhlicher, ein bisschen froher zu machen“. Ein gutes Ziel auch für Menschen, die in der Gemeinde und an anderen Orten für Kirche PR machen!

NACH OBEN



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)

   PDF

**Text: Sandro Abbate,**

Sandro Abbate,
Kulturwissenschaftler,
Jahrgang 1979, ist als freier
Texter und Konzepter in Köln
tätig. Er ist Autor des Buches
„Marken als Sinnstifter“ und
blickt auf langjährige
Tätigkeiten im Marketing bei
Industrieunternehmen und
Werbeagenturen zurück.
www.buerofuersinnstiftung.de

„Herr Abbate, Sie sind Marketingexperte, in Ihrem Buch „Marken als Sinnstifter“ schreiben Sie, wie wichtig der gesellschaftliche Zusatznutzen einer Marke/ eines Produkts/ eines Unternehmens ist. Wie glaubwürdig ist die Marke „Kirche“, wenn es um Unternehmenskommunikation geht? Wie beurteilen Sie die Verständlichkeit der Sprache von Kirchen und Kirchenvertreter?“

Glaubwürdigkeit setzt vor allem drei Dinge voraus: Ehrlichkeit, Authentizität und in den heutigen Zeiten von Internet und Social Media mehr denn je die Bereitschaft zu offenem Dialog. Das gilt sowohl für Wirtschaftsunternehmen als auch für Organisationen und Glaubensgemeinschaften wie die Kirche.

Und hier muss man leider sagen, dass in der Vergangenheit nicht alles optimal gelaufen ist in der Kommunikation der Kirche, insbesondere der katholischen. Man denke hier nur an die Missbrauchsskandale oder den Fall Tebartz-van Elst. Es ist immer schwierig, Glaubwürdigkeit zu erreichen, wenn Werte und Handlungen nicht im Einklang sind. Der oberste Hirte Papst Franziskus ist hier auf einem guten Weg und wird dafür viel beachtet – auch in den neuen sozialen Medien. Problematisch wird es dann aber, wenn eben dieses kommunikative Engagement, die kapitalismuskritische Haltung des Papstes und das Predigen von Armut auf Handlungen wie den Bau des Limburger Bischofssitzes trifft, der wegen der überaus aufwendigen Ausstattung vermehrt in die Schlagzeilen geraten war.

Das Problem der christlichen Medienarbeit ist meiner Meinung nach weniger eine Frage der Technik oder der Kanäle. Es geht hier vielmehr um die Einbeziehung derjenigen, an die sich die Botschaften der Kirche richten – die Gläubigen in aller Welt. Wichtig ist, dass sich die Kirche klar positioniert und sowohl wertorientiert kommuniziert als auch handelt. Hier sind die Anforderungen nicht anders als bei Unternehmen, Organisationen und Marken, die in einem wechselseitigen Verhältnis zu anderen Menschen, zur Öffentlichkeit stehen. Denn im Grunde ist das Phänomen Marke nicht auf Wirtschaftsunternehmen beschränkt. Entscheidend ist in der Kommunikation und der Vertrauensbildung nicht das äußerliche Auftreten, sondern die innere Werterhaltung, der Kern der Marke. Markenführung bedeutet bewusst und erlebbar gemachte Werte und deren strategische Nutzung.

In meinem Buch führe ich fünf Prinzipien für das, was ich sinnstiftende Marken nenne, auf:

1. Die Marke leistet einen gesellschaftlichen Beitrag
2. Die Marke ist Ergebnis nicht Strategie
3. Die Marke wirkt von innen nach außen
4. Die Marke ist offen für den Wandel
5. Die Marke wird bereichsübergreifend geführt

Für die Kirche und dort insbesondere die Kommunikation heißt das, man muss sich der Tatsache stellen, dass Kirche nicht nur von Geistlichen und Angestellten gemacht wird, sondern aus all den vielen Gläubigen besteht, die häufig vor der Herausforderung stehen, ihr Leben mit christlichen Werten in Einklang zu bringen. In vielen Fällen haben von der Kirche in der Vergangenheit proklamierte Werte nicht mehr viel mit der Lebensrealität ihrer Mitglieder zu tun. Dem muss sich die Kirche stellen, wenn sie ihre Mitglieder erreichen und authentisch kommunizieren will. Das heißt auch, dass Werte gelebt werden können, also in die heutige Zeit passen und trotzdem mit der christlichen Lehre vereinbar sein müssen.

NACH OBEN



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)



**Text: Otto Kettmann**

Otto Kettmann, 1963 geboren, studierte Wirtschaftswissenschaften an der Universität der Bundeswehr Hamburg und Sozialwissenschaften an der Fernuniversität Hagen. Nach Stationen in der Unternehmenskommunikation und im Marketing, wechselte er in das Product Placement. Dort erkannte er die Wirkungsweisen von Geschichten und die vielfältigen Möglichkeiten, diese zu nutzen. Seit 2010 ist er freiberuflich im Product Placement und Storytelling aktiv.

„Herr Kettmann, Sie sind Freiberufler und beschäftigen sich u. a. mit dem Storytelling - eine Art des Marketings, bei der Werbebotschaften in eine Geschichte integriert werden, um Kunden emotional zu erreichen. Was können Kirchenleute vom Storytelling lernen? Worauf müssen sie achten, um verstanden zu werden? Wie können sie Kirche spannend erzählen und vermarkten?“

Die Kommunikation der Kirchen zu Fragen der Gesellschaft und des Glaubens ist heute stark von wissenschaftlichem Erkenntnisstreben geprägt. Dies mag durchaus seine Berechtigung haben. Allerdings ist diese Form der Kommunikation wenig geeignet, die Menschen emotional anzusprechen. Doch ist es gerade in Fragen des Glaubens, der nicht nur eine rationale, sondern auch eine spirituelle Dimension hat, unverzichtbar, die Herzen der Menschen zu erreichen.

Hier scheinen viele Kirchenleute zu vergessen, dass der Ursprung christlichen Glaubens auf Jesus von Nazareth zurückgeht. Seine Gleichnisse sind perfekte Geschichten, mit denen er seine Idee des Glaubens und des Miteinanders der Menschen erklärt. Die Art, in der er sie als Bilder genutzt hat, ist bis heute ungebrochen modern. Die Geschichte vom vierfachen Acker, bei der die Saat nur im fruchtbaren Boden aufgeht, bedarf kaum einer Erläuterung, um seine Botschaft zu entfalten. In einer Vielzahl weiterer Parabeln hat er diese Methode immer wieder aufgegriffen und so seine Zuhörer erreicht.

Doch nicht nur die Bibel ist wie kein anderes Buch ein Fundus an Geschichten. Auch das Christentum hat in zweitausend Jahren unzählige hervorgebracht – nicht als Parabel von Macht und Politik, sondern als Inbegriff christlichen Glaubens. Unter dem Stichwort Menschlichkeit könnte man die Heiligen Franz von Assisi oder Maximilian Kolbe nennen. In der Mystik ist es Hildegard von Bingen oder Katharina von Siena. Bei den Deutern der Moderne könnte man Adolf Kolping oder Don Bosco nennen. Die Geschichten der Bibel und der Menschen, die seit ihrem Ursprung die christliche Botschaft leben und verkörpern, sollten heute mehr denn je genutzt werden, um den Glauben zu den Menschen zu tragen.

Diese Form von Geschichten müssen Kirchenleute suchen. So können sie Orientierung schaffen und Bilder in die Köpfe zaubern, die sich nachhaltig einprägen. Diese Wirkungsweise von Geschichten ist nachgewiesen. Ob man hier auf Erkenntnisse des Neuromarketings zurückgreift oder schlicht die Erfahrung unzähliger Vertriebsmensen heranzieht, sei dahingestellt. Tatsache bleibt, dass sie, gut erzählt, Menschen unmittelbar emotional berühren und sich nachhaltig in das Gedächtnis einprägen.

Doch die Nutzung der Geschichten muss sich der heutigen Zeit anpassen. Salbungsvolle Heiligengeschichten greifen nicht mehr. Der Erzählrhythmus von Geschichten hat sich unter dem Einfluss von neuen

Medien und deren Nutzung erheblich verändert. Die Nutzung muss in den jeweiligen Kontext eingepasst werden. Die Predigt in der Kirche funktioniert anders als das Internet. Geschichten sollten so gestaltet werden, dass sie die Botschaft auch im jeweiligen Mediumfeld optimal transportieren.

Das Gespür für die richtige Fabel und die passende Pointe fällt aber nicht vom Himmel. Es muss gelehrt werden und dies sollte kirchlichen Würdenträgern bewusst gemacht werden – seien sie in der Liturgie, in der Mission oder in der Laienarbeit tätig. Mit einem solchen modernen Ansatz wird es besser gelingen, über die eigenen Zirkel hinaus die Botschaft des Christentums zu vermitteln.

Bis heute gelingt dieses den Salesianern. Der Traum des neunjährigen Don Bosco wirkt zunächst wie eine nette, etwas naive Heiligengeschichte. Doch sie kulminiert in dem bekannten Wort: „Nicht mit Schlägen, mit Nachsicht und Güte wirst du alle für dich gewinnen.“ Brillant sind hier die Pädagogik des Heiligen und seine Wirkung bis in die heutige Zeit auf den Punkt gebracht. Dies sollte Vorbild sein, um den Mut zu haben, die Geschichten der Christenheit mit fröhlichem und nach außen gewandtem Blick zu nutzen.

NACH OBEN



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)





Text: Erzbischof Rainer Maria Kardinal Woelki

Erzbischof Rainer Maria Kardinal Woelki, geboren 1956 in Köln, ist seit 2011 Erzbischof von Berlin und Metropolit der Berliner Kirchenprovinz. Nach seinem Abitur am Städtischen Hölderlin-Gymnasium in Köln-Mülheim studierte er von 1978 bis 1983 Katholische Theologie und Philosophie an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn und an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, unter anderem bei Karl Lehmann. Am 14. Juni 1985 empfing er durch Erzbischof Joseph Kardinal Höffner im Kölner Dom die Priesterweihe. Papst Johannes Paul II. verlieh ihm am 21. November 1999 den Päpstlichen Ehrentitel Kaplan Seiner Heiligkeit.

„Herr Erzbischof, in einem Artikel der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung fordern Sie eine „verständlichere Sprache für Sexualität“ in der katholischen Kirche. Die Umfrage von Papst Franziskus zu den Themen Ehe, Familie und Sexualität hat eine erhebliche Kluft zwischen Kirche und Realität vieler Katholiken festgestellt. Wie soll diese Kluft überwunden werden? Woran muss gearbeitet werden, damit Sprache und Botschaft tatsächlich verstanden werden?“

Ich widerspreche Ihrer Formulierung von einer „Kluft zwischen Kirche und Realität vieler Katholiken“ ganz entschieden. Die Kirche ist kein Luftschloss, kein Wolkenkuckucksheim. So wie Jesus Christus Mensch geworden ist, hat sich auch seine Kirche in uns „inkarniert“, ist sie Realität geworden. Auch die von Papst Franziskus angeregte Umfrage und die gegebenen Antworten sind Kirche, sind kirchliche Wirklichkeit. Und dadurch ist etwas anderes wieder deutlich geworden: Es gibt eine Abweichung zwischen dem christlichen oder sagen wir christ-katholischen Ideal und der gelebten Wirklichkeit. Eine Abweichung, die jede und jeder erlebt, das geht mir als zölibatär lebendem Menschen genauso wie all denen, die in ihren Antworten auf die Umfragen reagiert haben. Diese Abweichung von Ideal und Wirklichkeit wird tatsächlich als eine Kluft beschrieben, die vielen zu schaffen macht, eine Kluft, die ich ernst nehme.

Um in Ihrem Bild zu bleiben: diese Kluft können wir nicht zuschütten. Als erstes müssen wir sie immer wieder neu wahrnehmen, schon allein, um nicht hineinzufallen. Und dann dürfen wir sie tatsächlich nicht zuschütten, indem wir einfach die Wirklichkeit zum Ideal erheben und das Ideal entsprechend anpassen. Und schließlich dürfen wir auch nicht so tun, als sei dieses Ideal immer und ohne weiteres zu erreichen. Was wir aber tun können, ist Brücken bauen. Ich bin davon überzeugt, dass die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit überbrückt werden kann. Und wir sollten mehrere Brücken bauen:

Eine Brücke ist Werbung: Es gibt eine große Sehnsucht nach Dauer, nach Ergänzung im Andern, eine Sehnsucht nach vorbehaltloser Hingabe bei aller Angst vor Enttäuschung.

Eine Brücke ist Ernsthaftigkeit: Auch wenn Unverbindlichkeit die große Mode zu sein scheint, steht Verlässlichkeit hoch im Kurs.

Und eine weitere Brücke ist Barmherzigkeit: Wir haben eine Moral als katholische Kirche, für die wir auch einstehen, aber wir sind keine Moralanstalt. Wir sind als Kirche Jesu Christi eine Kirche der Sünder aber wir haben kein öffentliches Sündenbekenntnis in unseren Gottesdiensten.

An diesen Brücken müssen wir alle gemeinsam bauen. Ich weiß, dass ich als Bischof dabei eine etwas andere Rolle habe als der sog. „einfache Gläubige“ und auch anders als der Pontifex Maximus. Damit auch alle sich aufgefordert wissen, an diesen Brücken mitzubauen, ist es für uns Bischöfe wichtig, zuzuhören. Nicht, um dann „dem Volk“ nach dem Mund zu reden, aber vielleicht doch wieder mehr „aufs Maul zu schauen“: Männer und Frauen, die in einer Familie leben, die Kindern das Leben geschenkt haben und sie im christlichen Glauben erziehen, ihren Glauben leben und feiern, haben etwas beizutragen, wenn es um Sexualität, um Beziehungen, um Ehe und Familie geht. Und hier höre ich nicht nur Kritik oder Hinweise auf Versäumnisse.

Martin Luthers Maxime bei der Bibel-Übersetzung hat schließlich auch nicht zu einer Verfälschung oder Verflachung der biblischen Botschaft geführt. Im Gegenteil: er hat sie in seiner Zeit zum ersten Mal auf Deutsch verständlich gemacht.

NACH OBEN



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)



**Text: Wilfried Handl**

Wilfried Handl, Jahrgang 1954, lebt in Wien. Er war 28 Jahre lang Mitglied bei Scientology und ist seit seinem Ausstieg 2002 in der Beratung und Aufklärung über diesen Psychokult aktiv. Mehr dazu auf seiner Homepage und/oder seinem Blog www.wilfriedhandl.com www.blog-gegen-scientology.wilfriedhandl.com

„Herr Handl, Sie sind Ex-Scientologe, waren lange aktives Mitglied bei Scientology und klären nun auf Ihrem Blog auf, wie gefährlich Sekten sind. Was ist Ihnen in Bezug auf Sprache, Kommunikation und Wortschatz in Sekten aufgefallen? Was macht die Faszination Scientology aus, wie kann man „Gläubige“ an sich binden? Wodurch zeichnen sich interne Kommunikations- und Machtgefälle aus? Und wie emotional ist die sprachliche Grundstimmung dort?“

Ich möchte vorausschicken, dass es sich bei Scientology um keine Religion handelt, sondern lediglich um eine Organisation, die sich des Deckmantels einer „Kirche“ bedient – ich war 28 Jahre dabei und anderes wäre mir aufgefallen.

Um mit der letzten Frage zu beginnen. Scientologen stehen unter dem Eindruck des Credos von Sektengründer L. Ron Hubbard, das da lautet: „Die gesamte qualvolle Zukunft dieses Planeten – jedes Mannes, jeder Frau und jedes Kindes darauf – und ihr eigenes Schicksal für die nächsten endlosen Billionen Jahren hängen davon ab, was sie hier und jetzt mit und in der Scientology tun. Dies ist eine tödlich ernste Tätigkeit. Und wenn wir es versäumen, jetzt aus der Falle herauszukommen, dann haben wir vielleicht niemals wieder eine andere Chance. Denken sie daran, in all den endlosen Billionen Jahren der Vergangenheit ist dies unsere erste Chance, es zu schaffen.“

Dieser Vorgabe, die jedem Scientologen auf jedem Kurs usw. an erster Stelle begegnet, ist jedes Denken, Fühlen und Handeln geschuldet. Alles wird von „gläubigen“ Scientologen danach ausgerichtet. Alles – und ich meine: wirklich alles – wird daraus abgeleitet und erklärt bzw. akzeptiert. Als Regulativ gibt es eine Fülle von Kontrollmechanismen, mit Hilfe derer sich die Scientology-Führung der Loyalität ihrer Anhänger sicher sein kann.

Neben regelmäßigen Verhören (SecChecks – Sicherheitsüberprüfungen unter Zuhilfenahme eines Lügendetektors), die im Hinblick auf Abweichungen seitens der Scientology-Organisation stattfinden, sind es vor allem die sogenannten „Wissensberichte“, die jedes Scientology-Mitglied dazu verpflichtet, jeden Verstoß gegen die Doktrin der Führung aufzuschreiben bzw. zu melden. Dadurch wird ein nahezu lückenloser Kontrollapparat geschaffen, der wie eine schwarze Wolke über dem Einzelnen schwebt.

Diese „Wolke“ bedingt ein entsprechendes Verhalten der Mitglieder, das bis in den Alltag reicht. Der einzelne Scientologe sagt zwar, dass er frei sei, spaltet aber völlig ab, dass er in einem rigiden System drinnen steckt, das ihm jede Freiheit nimmt.

Wenn man sich jetzt fragt, was die Faszination von Scientology ausmacht, kann man das nur mit einem Vergleich beantworten: Der Käse sieht für die Maus verlockend aus und signalisiert ein Vielerlei an angenehmen Dingen. Kaum beißt diese aber in den Käse, erfährt die Maus den leidvollen Teil. Was für die Maus letal endet, ist nicht mit dem Schicksal eines Scientologen 1:1 gleichzusetzen. Dieser lebt weiter, aber sein freies Denken und Fühlen stirbt ab – und sein Handeln sieht entsprechend aus.

Das „Zauberwort“ aus Sicht von Scientology ist einfach zu definieren: Kontrolle. Jeder Aspekt wird von der Führung kontrolliert, wobei jeder Scientologe „lernt“, sich selbst und andere zu kontrollieren und dies zu vermeiden, um derart der Führung Arbeit abzunehmen.

Scientologen „glauben“ an diese Vorgaben und bauen sozusagen ihr Gefängnis selbst, sind Häftling und Wärter in einer Person. Dann treten sie ans Fenster ihrer Zelle und rufen der Menschheit ihre bereits bekannte Botschaft zu: „Die gesamte qualvolle Zukunft dieses Planeten – jedes Mannes, jeder Frau und jedes Kindes darauf – und ihr eigenes Schicksal für die nächsten endlosen Billionen Jahren hängen davon ab, was sie hier und jetzt mit und in der Scientology tun.“

NACH OBEN



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)



**Text: Elke Rudloff**

Elke Rudloff ist Pfarrerin und lebt in Dortmund. Seit 2009 ist sie Senderbeauftragte für ZDF-Gottesdienste bei der evangelischen Rundfunkarbeit. Davor widmete sie sich als Gemeindepfarrerin besonders der Seelsorge und entwickelte neue geistliche Angebote für Menschen der mittleren Generation. In dieser Zeit war sie auch Hörfunkautorin beim WDR und Sprecherin beim Wort zum Sonntag.

„Frau Rudloff, Sie sind Pfarrerin und Senderbeauftragte für ZDF-Gottesdienste im Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik und beschäftigen sich mit eher unkonventionellen Gottesdiensten, zum Beispiel für Kirchenferne. Wie müssen sich Gottesdienste zukünftig sprachlich und inhaltlich wandeln, um wahr- und ernst genommen zu werden? Und wie erreicht Kirche, dass Glaubenskritische überhaupt an einem Gottesdienst teilnehmen und auch wiederkommen?“

„Soviel Zeit hätte ich auch gerne für meine normalen Gottesdienste!“ seufzt manche Fernsehpfarrerin. Ja, Fernsehgottesdienste kosten Zeit. Wegen der riesengroßen Gemeinde. Und weil sie mit anderen Sendungen verglichen werden. Also feilt die Pfarrerin meist gründlicher an ihrer Predigt; übt der Lektor den Blickkontakt mit den Zuhörern und feudelt der Küster die Kirche auch in der hintersten Ecke. Denn die Kamera entdeckt alles. Und die Mitwirkenden sollen keinen „Auftrittskater“ bekommen, wenn sie sich später auf dem Bildschirm sehen.

Eine gute Vorbereitung hängt jedoch nicht nur vom Terminkalender ab, auch von der inneren Haltung. Und die kostet nicht unbedingt Zeit. Etwa das Bewusstsein, dass Gottesdienste öffentlich sind. Wer mit Zufallsbegegnungen rechnet, prüft genauer, für wen das gewählte Thema wirklich relevant ist; wie Erfahrungen im Gottesdienst verständlich, echt und überzeugend zur Sprache kommen können oder wem ein biblischer Text auf den Leib geschrieben ist. Wie berührend klingt z.B. Psalm 8 aus einem Kindermund und wie tief geht Jesu Seligpreisung der geistlich Armen unter die Haut, wenn sie der junge Mann mit Down-Syndrom sagt, der immer in der achten Reihe sitzt!

Er und die anderen Besucher werden es ihrer Predigerin danken, wenn die Gottesdienste ein klar erkennbares Thema haben, das sich wie ein gut gespannter roter Faden schlüssig durchzieht. Dabei darf die Begrüßung natürlich nicht gleich verraten, worauf es am Ende hinausläuft, sonst ist Langeweile vorprogrammiert.

Herzstück protestantischer Gottesdienste ist die Predigt. Manche Fernsehredakteure hätten sie für Fernsehgottesdienste am liebsten schon abgeschafft. Weil viele Menschen nicht mehr länger als fünf Minuten zuhören können. Für die Gottesdienste der Zukunft ist damit zu rechnen, dass die Besucher ihre TV-Sehgewohnheiten mitbringen, also schnelle Wechsel und Kommunikation auf Augenhöhe erwarten. Darauf haben viele Gemeinden mit dem sogenannten „zweiten Programm“ reagiert und die unterschiedlichsten Gottesdienstformen für und mit „Kirchendistanzierten“ entwickelt. Gut so, in einer pluralistischen Kirche sind sie unverzichtbar.

Doch auch für die klassische Predigt empfiehlt sich eine dialogische Grundhaltung und ein abwechslungsreicher Aufbau. Gegenpositionen oder besondere Erfahrungen können z.B. von anderen Mitwirkenden gesprochen werden. Und manche Predigt, die neben Überzeugungen auch ehrliche Zweifel enthält, darf mit einer offenen Frage enden. Auf der Kanzel und am Altar ist vieles möglich, nur eines nicht: Blutleere Schriftsprache. Die hindert die Pfarrer zudem am Blickkontakt mit der Gemeinde.

Womit wir bei den Dingen angekommen sind, die doch etwas Zeit kosten: Das Training der Körpersprache. Sie macht 80% der Kommunikation aus, der Ausdruck der Stimme noch mal weitere 13%. Es rächt sich, wenn Pfarrer und Kirchenvorstände ignorieren, wie sie selbst oder andere auf ihre Gemeinde wirken. Einen Paulustext vor dem Gottesdienst mal eben zu überfliegen oder eine Predigt nur auszudrucken und damit dann auf die Kanzel zu steigen – das reicht nicht. Texte und Botschaften müssen überzeugend, lebendig und natürlich vorgetragen werden. Das geht nur, wenn sie zuvor verinnerlicht wurden. Dann spürt man, wofür das Herz brennt.

Bevor die ersten Worte fallen, hat jedoch oft schon der Raum gepredigt. Leider nicht immer einladend. Kirchenwände mit verstaubten Bastelwerken mehrerer zurückliegender Kinderbibelwochen vermittelnden schnell den Eindruck, unsortiert zu sein. Der Prediger Salomo lehrt, dass auch Wegwerfen seine Zeit hat. Wenn dies aufmerksam, beherzt und zugleich sensibel geschieht, werden sich neue Gottesdienstbesucher eher eingeladen fühlen und vielleicht auch wiederkommen.

NACH OBEN



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)



**Text: Dieter Fender**

Dieter Fender, geboren 1958 in Anröchte, ist seit 30 Jahren Gemeindefereferent im Erzbistum Paderborn und zur Zeit im Pastoralverbund Witten-Ost. Er ist verheiratet, hat zwei Kinder und ist nebenbei noch Liedermacher, Gitarrist sowie leidenschaftlicher Gott-Sucher.

„Herr Fender, Sie sind Kabarettist, Ihr Programm heißt "Kirche könnte so schön sein", in dem Sie den kirchlichen Alltag und die Probleme, die dieser mit sich bringt, thematisieren. Kabarett ist immer gesellschaftskritisch – was kritisieren Sie, wenn Sie auf der Bühne sind und wie wird diese Kritik aufgenommen? Worauf achten Sie bei Sprache und Rhetorik – besonders bei kirchenbezogener Thematik? Was könnte an Kirche schön sein, was ist es nicht?“

Als vor sechs Jahren die Zusammenarbeit mit einem strategischen Unternehmensberater, der den Vorsitz eines Pfarrgemeinderates übernommen hatte, einfach nicht funktionieren wollte, weil ich seine Strategie nicht verstand und er meine kritischen Fragen nicht, wurde ich zum Kabarettisten. Ich schrieb mir meinen Ärger in satirischen Texten von der Leber, trug diese an fremden Orten vor, erntete Lachen und Anerkennung. Das Publikum hoffte auf mehr, und ich wollte es nicht enttäuschen. Mir tat diese Therapie gut und dem Erzbistum ersparte sie teure Supervisionskosten. Mein Thema hatte ich ja bereits gefunden. Die Kirche des Evangeliums war schon in den Händen der Gemeindeberater, Coaches, Supervisoren und Strukturentwickler. Sie leisteten ganze Arbeit und bedruckten vor allem Hochglanzbroschüren mit Milieustudien, Block- und Tortengrafiken, Konzepten und Strategien. Sie zwangen und zwingen die Gemeinden in Konzeptentwicklungsprozesse und Gemeindefanalysen. Bald verloren diese Gemeinden ihren Namen, hießen nur noch Pastoralverbände, dann pastorale Räume und in der Evangelischen Kirche Gestaltungsräume. Das diözesane Adressenverzeichnis liest sich mittlerweile wie eine Mitteilung aus dem Touristenbüro: Pastoralverbund „An den Ruhrseen“ oder „Paderborn-Süd-Ost-Dahl“. Das sind Äußerlichkeiten aber sie machen mir deutlich, wie Kirche ihre Kontur verliert. Sprache ist nicht beliebig. In ihr steckt die Seele eines Inhaltes. Wird nicht in einem Pastoralen Raum der Pfarrer schnell zum Raumpfleger? Wo bleibt der Heilige Boden, auf dem es einem die Schuhe auszieht, weil die Begegnung mit Gott einen Menschen mit der Kraft eines Feuers ergreift? Wie drückt sich Gemeinde als Beziehung von Menschen aus, denen keine Höhen und Tiefen des Lebens unbekannt sind? Immer schneller dreht man sich in der Kirche um sich selbst. Gefährlich, denn man kann abgeworfen werden. Und wer will auf ein so tollgewordenes Karussell aufspringen? Ich bin nicht für zielloses Drauflosarbeiten in den Gemeinden. Ich glaube auch, dass es gut ist, dass so manches verschwindet, was sich überlebt hat und dass die Säulen der Gemeinde endlich erschüttert werden. Mir macht es einen Riesenspaß, dem Publikum den Spiegel der Gemeindefkuriositäten vorzuhalten. Ich habe aber meine Zweifel, ob die Optimierungswerkzeuge der Berater taugen, die Zukunft für den Glauben zu gewinnen. Wenn ich das auf der Bühne satirisch auf die Spitze treibe, geschieht so etwas wie Osterlachen. Die Menschen

spüren, dass es mir nicht darum geht, die Kirche zu beschädigen, mich über Papst und Bischöfe selbstherrlich lustig zu machen. Ich bin eher ein Narr, der entlarvt und zum Nachdenken auffordert. Ich bin kein Besserwisser und weiß, dass die Verantwortlichen in der Kirche es auch nicht sind. Aber sie tun noch viel zu oft so, als wären sie es. Die glänzende Beraterwelt hilft ihnen dabei und vermittelt den Eindruck, man habe alles im Griff. Doch der Heilige Geist steht kopfschüttelnd daneben und fragt: „Darf ich nicht mehr wehen, wo ich will?“ Ich will ihm mit meiner kleinen Kunst Mut machen. Und beide setzen wir unsere Narrenkappe auf.

NACH OBEN



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)



**Text: Hanna Buiting**

Hanna Buiting, geboren 1992, studiert Germanistik und Religionswissenschaften an der Universität Potsdam. Als Stipendiatin des *Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses e.V. (ifp)* absolviert die gebürtige Essenerin außerdem eine studienbegleitende Journalistenausbildung und fühlt sich voll und ganz als Buchstabenmensch. In ihrem Blog *gegenmurphy.blogspot.de* schreibt sie regelmäßig über Weltansichten und Persönlichkeiten, von Glück und Unglück und über Worte und Werte. Als freie Autorin arbeitet sie für verschiedene christliche Medien u.a. MISEREOR und Andere Zeiten e.V.

„Frau Buiting, Sie studieren Germanistik und Religionswissenschaften an der Universität Potsdam, nebenbei bloggen Sie über Gott und die Welt. Wie empfinden Sie als junge Frau die momentane Kommunikation der Kirche? Was wünschen Sie sich, was sollte Kirche zukünftig anders machen; besonders, wenn es um den Dialog mit jungen Menschen geht?“

Ich bin nicht nur Buchstabenmensch und Studentin, sondern auch Christin. Die katholische Kirche wurde mir in die Wiege gelegt, hat mein Großwerden geprägt und bietet für mich gleichzeitig auch Reibungsfläche. Ich bin überzeugt, dass es eine Kommunikation der Kirche gibt. Nur findet sie eher im schöpferischen Gemeindeleben, in rotweindurchtränkten Nächten mit Freunden, in karitativen Organisationen oder auf innovativen Blogs statt. Nicht aber im direkten Austausch zwischen Kardinälen und Obdachlosen, zwischen Priestern und Homosexuellen, zwischen Papst und geschiedener Kindergartenleiterin. Vereinzelt gibt es diesen Dialog ganz sicher, denn Mutige finden sich glücklicherweise immer. Auch Papst Franziskus könnte Wegweiser in eine Zukunft sein, in der Kirche und Menschen sich wieder näher kommen. Aber immer noch erscheint vielen jungen Leuten die Institution Kirche weit weg von dem, was sie und ihr Leben bewegt. Wenn Kirche eine Zukunft haben will, sollte sie wirkliche Begegnungen suchen. Sie sollte Anreize schaffen und Antworten geben, warum es sich lohnt, zu ihr gehören zu wollen. Kirche sollte greifbarer sein. In den meisten Medien, die unseren Alltag prägen, ist eher eine Kommunikation über die Kirche zu erleben, als eine Kommunikation mit ihr. Skandale dominieren die Berichterstattung. Luxusorientierte Bischöfe und Kindesmissbrauch in Klosterschulen werfen kein gutes Licht auf die Kirche. Und wer nicht grade *katholisch.de* als Browser-Startseite eingerichtet hat oder dem Bistum Essen bei Twitter folgt, erhält nur sehr gefiltert die neuen Schreckensnachrichten aus dem christlichen Umfeld. Ein dialogreicher Katholikentag in Regensburg verkümmert derweil zur Randbemerkung. Kirchenferne werden so nicht erreicht. Was Kirche daher überdenken sollte, sind ihre Hierarchien.

Kirche muss sich wieder stärker über ihre christliche Botschaft definieren und nicht über die Ernennung neuer Würdenträger. Kirche sollte inklusiv, nicht exklusiv sein. Vielleicht ökumenischer werden. Aufgaben nach dem Lustprinzip verteilen. An Frauen und Männer gleichermaßen. So manch einer wäre vermutlich überrascht, wie viele sich gerne engagieren. Tradition mag wichtig sein, aber Gegenwart ist gegen das ewige Warten auf ein Aufbrechen realitätsferner Strukturen. Kirche soll menschengemacht sein. Sogar im Grundgesetz steht, dass wir genau genommen alle Würden-Träger sind und als solche durchaus dazu berufen, mitzumachen und mitzumischen. Auch in der Kirche. Vielleicht sogar grade dort. Ich kenne viele junge Menschen, in denen eine tiefe Sehnsucht brennt und die in Kirche eine Heimat mit Zukunft sehen. Menschen, die Ideen, Kontakte und Fähigkeiten haben, diese

Zukunft aktiv mitzugestalten und die nur darauf warten, ihre Stimme auch offiziell erheben zu dürfen. Vielleicht muss Kommunikation der Kirche zuerst mit Rotwein und Freunden beginnen, in Gemeinden oder auf Blogs. Aber wenn Gläubige und Institution weiterhin verbunden bleiben sollen, darf Kommunikation nicht getrennt voneinander stattfinden, sondern miteinander. Kirche bietet ein Netzwerk, die Bibel ist ein Face-Book, Freunde von Jesus teilen seine Message. Warum kann das kein Vorbild sein? Auf meiner Smartphone-Hülle klebt ein Sticker mit einem aussagekräftigen Symbol: Kreuz, Herz und Anker – miteinander verwoben. Es steht für Glaube, Liebe und Hoffnung und erinnert mich bei meiner täglichen Kommunikation an Grundmerkmale christlicher Existenz. Den Glauben habe ich, die Liebe allemal und die Hoffnung? Ich habe nicht vor, sie aufzugeben.

NACH OBEN



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)





Text: Michael Alexander Mann

Michael Alexander Mann, Jahrgang 1972, hat Kunst und Katholische Theologie in Siegen, Bonn und Berkeley, Kalifornien, studiert. In den Jahren 2000 bis 20011 war er u.a. Lehrer in Bonn, selbständiger Berater, Pastoralassistent und Gemeindeleiter in der Schweiz. Seit 2011 ist er Projektleiter bei "safranblau" im schweizerischen St. Gallen. Michael Mann ist außerdem Mentaltrainer, Teamentwickler, Kommunikationstrainer, Yoga- und Meditationslehrer. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder.

„Herr Mann, Sie sind Theologe und Projektleiter von safranblau, St. Gallen. Das Projekt "möchte den Graben zwischen Jugendkulturen, Christentum und Kirche überwinden dank Unterstützung von Ruhe, Begegnung und Events". Wie erleben Sie die Anforderungen junger Menschen an Sprache und Kommunikation der Kirche allgemein? Und wie kommunizieren Sie mit ihnen? Was ist Ihnen wichtig, wenn es um Dialog geht?“

Beim ökumenischen Projekt safranblau schauen und hören wir genau hin, wie junge Menschen sprechen, was ihnen wichtig ist und was nicht. Was sie brauchen und was nicht. Welche Medien sie nutzen, welche Orte sie aufsuchen und welche Orte sie meiden.

Werbung statt kopierter Zettel

Als ich jung war, gab's von der Pfarrei kopierte Zettel. Bei safranblau platzieren wir Werbung im öffentlichen Raum. D.h. wir arbeiten mit einem Grafik-Büro zusammen, die für uns Flyer und Plakate entwerfen. Diese sind nicht nur so gut, wie die von anderen Anbietern, sondern zum Teil sogar besser. Für unsere Flyer bekommen wir immer wieder auch von Profis aus der Werbebranche Lob und Anerkennung. Selbstverständlich ist auch die Sprache zielgruppengerecht. Die Herausforderung für uns liegt hier allerdings darin, dass wir unseren Geldgebern immer wieder erklären müssen, wieso wir Geld für die Designer, also für Bildsprache, ausgeben.

Neue Medien

Dann sind die neuen Medien natürlich ein Kanal. WhatsApp, Facebook, Instagram, Viber sind auf meinem Smartphone. Unsere Zielgruppe sind die sogenannten Digitalen Nomaden, wie sie in der neuen Sinusstudie bezeichnet werden. Derzeit gibt es einen kostenlosen Download auf unserer Website, der rege genutzt wird. Es handelt sich um eine geführte Meditation. Ziel dieser Meditation ist Stressresilienz und Relaxen, auch wenn der Tag voll und der Lebensentwurf noch überhaupt nicht klar ist.

Workshop und Event-Charakter

Unser Ziel war es nie, eine Gemeinde aufzubauen. Wir sollten nur eine neue Sprache sprechen, neue Bilder von Kirche in die Köpfe bringen und Brücken bauen zwischen Kirche und jungen Erwachsenen. Das machen wir z.B. mit lust- und sinnvollen Workshops und Events. Diese Brücke steht nun, wir können hinüber zu ihnen gehen. Auf Grund des Grabens zwischen Kirche und ...und einem großen Teil der Gesellschaft kommen aber nur wenige Leute über unsere Brücke zurück in ihre Pfarrei vor Ort. Also folgt nun notgedrungen die zweite Phase. Wir bieten nun doch so etwas wie "Gemeinde" an. Also die Gelegenheit,

unsere Struktur und passende Räume zu nutzen, wo junge Erwachsene sich selber treffen können und eine ganz neue Form von dem machen, was früher mal ein Pfarreiverein war. Aus unseren Workshops sind Gruppen hervorgegangen, die sich regelmäßig treffen. Niemand hier würde sich als "ehrenamtlicher MitarbeiterIn" in der Kirche bezeichnen, sie organisieren sich einfach unter unserem Dach.

Rede von Gott

Die Rede von Gott ist etwas vom Heikelsten, da der Begriff sehr unterschiedlich gefüllt wird. Als Theologe spreche ich natürlich unsere Fachsprache und beherrsche auch die liturgische Sprache, da wir katholische Theologen als PastoralassistentInnen und GemeindeführerInnen Wortgottesdienste feiern und auch in der Eucharistie predigen. Ich habe auch mit bischöflicher Erlaubnis getauft und Ehe-Assistenz geleistet, was ja theologisch gar kein Problem ist. Das wird in Deutschland zu meinem Bedauern immer noch anders gehandhabt. Als Meditations- und Yogalehrer kenne ich aber auch die Begriffe aus der Zen-, Yoga- und Mentaltraining-Szene. Sprache ist etwas, das mir leicht fällt, ich leiste hier sehr viel Übersetzungsarbeit in beide Richtungen. Was zu vielen Aha-Erlebnissen führt. Ich glaube, wenn ich als kirchlicher Mitarbeiter verstanden werden möchte, sollte ich erst einmal selber genau hinhören und verstehen. Ich kann nur das erwarten, was ich selber zu leisten bereit bin. Diese Szenen sind übrigens äußerst dankbar, wenn man sie als Kirchenvertreter würdigt. Das geht ihnen runter wie Öl und es geschieht noch etwas: Sie fühlen sich wieder ein gutes Stück mit ihren eigenen christlichen Wurzeln verbunden.



Safranblau-Team Michael Mann kath. Theol. Kurt Pauli, ev.-ref. Diako

Anmerkung zum Foto: Das Foto ist bewusst so bearbeitet, dass es auch ein Filmplakat für z.B. Alarm für Cobra 11 sein könnte. Laut Prof. Matthias Sellmann ist es wichtig, aufzufallen.

NACH OBEN



ÜBERSICHT | EDITORIAL | TITELSTORY | INTERVIEW | STATEMENTS | ÜBER DIE AUTOREN



**Text: Wolf Schneider**

Wolf Schneider war Korrespondent der *Süddeutschen Zeitung* in Washington, Verlagsleiter des *Stern*, Chefredakteur der *Welt*, Moderator der NDR-Talkshow und 16 Jahre lang Leiter der *Henri-Nannen-Schule*, danach 18 Jahre lang Lehrer an fünf Journalisten-Schulen. Er hat 27 Sachbücher geschrieben. Medienpreis für Sprachkultur der „Gesellschaft für deutsche Sprache“ (1994), Honorarprofessor der Universität Salzburg (2007), Henri-Nannen-Preis für das publizistische Lebenswerk (2011), Preis des Medium-Magazins für das journalistische Lebenswerk (2013).

Die Erschaffung der Welt findet in Hauptsätzen statt

Die großen Gefühle sind alle einsilbig: Glück, Lust, Hass, Wut. Viersilbige große Gefühle gibt es nicht.

Sprachkritiker Wolf Schneider erklärt in seiner Rede "Bloß kein Kirchendeutsch – von Luther und Jesus lernen", warum man mit einfacher Sprache Herzen bewegt. Vom 3. Christlichen Medienkongress in Schwäbisch Gmünd, Januar 2014

Die Sprache Luthers zu übertreffen ist unmöglich, sie zu erreichen ziemlich schwer. Die Lutherbibel ist die Stiftungsurkunde der deutschen Sprache. Ich beneide keinen, der jeden Sonntag in sprachlicher Konkurrenz zu Luther treten muss. Es fragt sich nur, ob die Mehrheit der evangelischen Würdenträger so weit hinter Luther zurückbleiben muss, wie ich es hundertfach angetroffen habe.

Die „Süddeutsche Zeitung“ schickte mir vor ein paar Jahren 100 Weihnachtspredigten beider Konfessionen. Ich habe jetzt nur die evangelischen nachgelesen, mehrere evangelische Pressedienste haben mich mit Textproben versehen, ich war beim Landeskongress der evangelischen Kirche Sachsen-Anhalt vor zwei Jahren mit etlichen Texten konfrontiert und ich habe etliche Schriften der Bischöfe Huber und Schneider gelesen. Auf die werde ich mich besonders einschließen.

Sie hier im Publikum sind überwiegend nicht Theologen, sondern evangelisch engagierte Journalisten. Das Biblische, das Evangelische an den Mustertexten, die nicht von Ihnen sind, sondern von Leuten, mit denen Sie zu tun haben und die sie ihrerseits in journalistisch erträgliches Deutsch übersetzen sollen - die sind mein Thema. Vielleicht haben Sie anhand der allerschlechtesten Beispiele von zwei Bischöfen auch einen gewissen Zugang dazu. So was sollten sie nicht an die Presse weitergeben, wenn Sie der evangelischen Kirche einen Dienst tun wollen. Oder im Idealfall würden Sie die beiden Bischöfe beraten haben, so etwas gar nicht erst aufzuschreiben.

Ich habe dabei den Verdacht, dass hier ein Vorzug entfällt, den Luther noch hatte. Er hat ja die Theologie auf Latein studiert. Dadurch blieb sein Deutsch unverdorben. Das theologische Studium auf Deutsch hat alle Nachteile des Studiums der Geisteswissenschaften. Die „Neue Züricher Zeitung“ hat vor fünf Jahren eine große Untersuchung über die Sprache der Geisteswissenschaften gemacht, mit dem klaren Resümee: Letzten Endes ist der Ausweis der Wissenschaftlichkeit die Unverständlichkeit. Soziologen, Psychologen, Politologen usw. wünschen sich nicht normal auszudrücken. Professoren wollen nicht von Hinz und Kunz, sondern von Professoren verstanden werden.

Insoweit Prediger - wie ich hoffe - alle Gläubigen und Journalisten, möglichst viele Leser erreichen wollen, sind also alles akademische Gehabe, aller akademischer Prunkjargon, alle Wörter, die nur fünf

Prozent der Deutschen verstehen, die absolute Pest. Gern behaupten ja die Leute, die sich so ausdrücken - also meine erklärten Feinde, die im akademischen Jargon verharrenden aller Branchen und heute meine ich die evangelischen Theologen: Das Schwierige lasse sich nicht in schlichten Wörtern und schlichten Sätzen ausdrücken. Dagegen steht erstens Luther, dagegen steht zweitens der ganze Heinrich Heine, der ganze Franz Kafka, der ganze Bert Brecht - der seinerseits die Bibel las -, der ganze Sigmund Freud, der großartiges, brillantes Deutsch geschrieben hat. Sie alle haben es fertig gebracht, in klarem Deutsch sehr schwierige Sachen auszudrücken. Der akademische Vorwand, so komplizierte Dinge wie ich kann ich nicht klarer sagen, ist erlogen, wichtigtuersich, leicht widerlegbar. Dies ist zur Hälfte mein Thema.

Es gibt ja auch gute Texte. Ich habe zum Beispiel gelesen: „Die Kirche ist keine Zollstation. Sie ist das Vaterhaus, wo Platz ist für jeden mit seinem mühevollen Leben.“ Das war allerdings Papst Franziskus. Bischof Huber aber stellte in seinem Impulspapier von 2006 zwölf „Leuchtfeuer“ vor (ein schönes deutsches Wort, aber das war auch das Einzige). Das habe ich damals in meiner Sprachglosse im „Handelsblatt“ ausgewertet. Huber stellte die Frage, „welche qualitativen und strukturellen Umwandlungen die evangelische Kirche braucht, um den notwendigen Mentalitätswandel zu gestalten“. Ich stelle mir das Gespräch am Frühstückstisch vor: Was tust du gerade? Störe mich nicht, ich gestalte den notwendigen Mentalitätswandel. So spricht doch kein Mensch und so hat kein Theologe je zu sprechen.

Vielleicht hätte er einfach sagen können: Machen wir es wie Gorbatschow. Wer sich nicht wandelt, den bestraft das Leben. Bischof Huber hat auch von der „diskursiven Kraft der unterschiedlichen Positionierungen“ im Protestantismus geschrieben. Er hat mehr „kybernetisch-missionarische Kompetenz“ eingefordert und auch „situationsbezogene Flexibilität“. Wozu anzumerken wäre: Eine Flexibilität, die nicht zumindest situationsbezogen wäre, wäre ja sowieso keine.

Ich habe ihm damals im „Handelsblatt“ ins Stammbuch geschrieben: Wenn es größtenteils die Sprache war, die einst dem Luthertum zum Sieg verholfen hat, so wird es solche Sprache sein, die seinen Niedergang beschleunigt. Dies ist meine redliche und durch zahlreiche Lektüre ganz gut abgestützte Meinung. Die „kybernetisch-missionarische Kompetenz“ hat ja zwei Kardinalfehler auf einmal, ebenso die „Apostolizität“, ein Wort auf das ich im letzten halben Jahr komischerweise ein Dutzend Mal gestoßen bin.

Wie viel Prozent der evangelischen Kirchgänger oder der Zeitungsleser wissen denn, was „kybernetisch-missionarische Kompetenz“ oder „Apostolizität“ bedeuten soll? Drei Prozent, fünf Prozent? Doch niemals jene 80 Prozent, auf die Journalisten immer zielen sollten und Prediger doch wohl bitte auch. Fünf Prozent sind ein Skandal, fünf Prozent sind ein Stück akademischer Hochmut, fünf Prozent sind ein Stück rätselhafter Gleichgültigkeit gegen die, die man doch erreichen will oder erreichen sollte.

Der andere Kardinalfehler der „kybernetisch-missionarischen Kompetenz“ und der „situationsbezogenen Flexibilität“ öffnet das Tor zu einer klaren Gebrauchsanweisung. Die „Apostolizität“ hat sechs Silben. Das „Eucharistieverständnis“, auf das ich vor ein paar Tagen stieß, hat sogar sieben Silben und „kybernetisch-missionarisch“ zusammen acht. Ein Wort ist aber umso verständlicher und umso kraftvoller, je weniger Silben es hat. Das sagt die Stilistik. Das sagt eine exakte Wissenschaft namens Verständlichkeitsforschung, die von keinem Deutschlehrer bestritten wird, die aber kein Deutschlehrer gelesen hat. Ich habe mit hundert Deutschlehrern auf einer Veranstaltung des „Tagesspiegels“ in Berlin diskutiert: keiner kannte es und alle fanden plausibel, was ich sagte. Verständlichkeit ist nicht Bestandteil deutscher Lehrpläne, sondern die Feinheiten der Grammatik und die Propädeutik.

Die Einsilbigkeit regiert uns ja auf sehr einleuchtende Weise. Das demonstriert Luther, Arm in Arm übrigens mit Goethe, mit Schiller, mit Winston Churchill und auch mit Sepp Herberger. Ein sechssilbiges Wort

habe ich in der Lutherbibel gefunden: „Erhebe dein Gebet für die Übriggebliebenen“ (2. Könige, 19).

In den 111 Versen der Bergpredigt aber gibt es nicht mal ein fünfsilbiges Wort, kein einziges. Die längsten sind viersilbig, davon gibt es 21 Viersilber auf 2.500 Wörter, heißt weniger als ein Prozent. Und was sind das für Viersilber: Die „Sanftmütigen“, die „Barmherzigen“, die „Ungerechten“. Dazu starke viersilbige Verben wie „widerstreben“, „eherechen“, „ausposaunen“. Und für ein so schönes, kraftvolles Wort mit roten Backen wie „ausposaunen“ darf man mal vier Silben verwenden. Es ist jedenfalls besser als die „Geschöpflichkeit“ in einer Rede von Bischof Schneider.

Einsilber sind in jedem Fall das Größte. Wir sind aus Einsilbern gemacht: Haut und Haar, Kopf und Fuß. Wir wohnen in Einsilbern: Haus und Herd, Tisch und Bett. Wir sind umgeben von Einsilbern: Feld und Wald, Stall und Kuh. Und das Beeindruckendste: Die großen Gefühle sind mit drei in der Stilistik bekannten Ausnahmen (Hunger, Liebe, Eifersucht) alle einsilbig benannt: Hass, Neid, Geiz, Gier, Wut, Angst, Scham, Schmach, Schuld, Leid, Pein, Qual, Schmerz, Glück, Lust - alles Einsilber. Viersilbige große Gefühle gibt es nicht.

„Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über“: ein Zweisilber. „Stell dir vor es ist Krieg, und keiner geht hin“: ein Zweisilber. Goethes Schluss der Ballade vom Fischer: „Sie sprach zu ihm/ sie sang zu ihm / Da war's um ihn geschehn / Halb zog sie ihn, halb sank er hin / Und ward nicht mehr gesehn.“ In einer Kette von mehr als 20 Einsilbern, durch zwei Zweisilber unterbrochen: das häufig als melodöseste Bestandteil der deutschen Sprache beschriebene Gedicht.

Schiller: „Da treibt ihn die Angst / da faßt er sich Mut / und wirft sich (13 Einsilber hintereinander!) hinein in die brausende Flut / und teilt mit gewaltigen Armen / Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.“ Statistik: 30 Wörter, 25 davon einsilbig, gleich 83 Prozent. Dazu ganze drei Zweisilber und zwei Dreisilber, nämlich „gewaltig“ und „Erbarmen“. Schiller: „Und frei erkläre ich alle meine Knechte.“ Und eben nicht akademisch versaubeutelt: „Die Abhängigkeitsverhältnisse meines Dienstpersonals werden hiermit aufgehoben.“ Nein: „Und frei erklär ich alle meine Knechte.“ Das ist Luther, das ist Schiller, das ist Deutsch. Nur so möge man predigen und nur so sollten Sie, soweit die Vorlage es zulässt, schreiben.

Churchill ist berühmt dafür, dass er in seiner „Blut, Schweiß und Tränen“-Rede mit vier uralten Einsilbern die Stimmung des britischen Volkes verwandelt hat. 1940 hatte Hitler Frankreich besiegt und machte England das Angebot: Lasst uns Europa, dann behaltet ihr euer Weltreich. Das fanden sehr viele Engländer sehr diskutabel. Und die Historiker sind sich einig: Mit einer einzigen Rede hat Churchill die Engländer für die Fortsetzung des Krieges gegen Hitler gewonnen und diese Rede kulminierte in vier uralten Einsilbern: „Ich kann euch nichts bieten als: blood, sweat, toil and tears.“ Toil, die Mühsal, haben wir unterschlagen in der deutschen Version. Blut, Schweiß und Tränen. Und er hat eben nicht aufgefordert zu einem Paradigmenwechsel in der britischen Einstellung zur Lebensqualität. Damit hätte er keine Herzen bewegt.

Was rief Sepp Herberger 1954 als Trainer der deutschen Fußball-Weltmeister? Er rief: „Stürmt, Leute, stürmt.“ Drei schöne Einsilber. Und wie hörte ich es kürzlich einen Fußballtrainer ins Mikrofon quatschen: „Wir müssen dem Spiel im offensiven Bereich mehr Impulse verleihen.“

Das ist der Abgrund und dieser Abgrund klafft auch zwischen zwei von mir zitierten Bischöfen und der deutschen Sprache. Mit drei Einsilbern hat US-Präsident Obama bekanntlich seinen Wahlkampf gewonnen: „Yes, we can.“ Und mit Einsilbern sollte man predigen und sollte man schreiben, wo immer es geht, wo man gelesen werden will. Faustregel an Pastoren: Ehe Sie in einer Predigt fünf Silben verwenden, machen Sie fünf Liegestütze.

Nach Bischof Huber nun Bischof Schneider: „Angesichts der Gott-Vergessenheit (fünf Silben) und des christlichen Traditionsabbruchs (fünf Silben) unserer Zeit brauchen wir eine neue Kreativität (fünf Silben) für das Zur-Sprache-Bringen (fünf Silben) der Befreiung, die uns Menschen im Kommen Christi zu Teil wurde. Wir brauchen eine theologische Sprache von Gott, die elementarisiert (sechs Silben), ohne zu simplifizieren (fünf Silben).“

Bei „elementarisieren“ habe ich kurz unterbrochen, um das Wort ausdrücklich zu küssen. Da geht leichter ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass Sie mit solchen akademischen Imponiervokabeln die Ohren oder die Herzen von Kirchgängern oder Zeitungslesern erreichen.

Meistens sind die kurzen Wörter ja zugleich die konkreten, die bildhaften, die herzhaften. Wir lieben ja die konkreten Wörter. Darf ich mal einen kurzen Test machen? Ich bitte um spontane Zurufe. Was ist ein Haustier? Hund, Kuh, Schwein, ja. Der Test hat wie in allen meinen Seminaren funktioniert: Kein einziger von Ihnen hat die Frage logisch richtig beantwortet. Gefragt war ja eine Definition. Was ist ein Haustier? Ein Haustier ist ein Tier, welches... Keiner von Ihnen wünschte eine Definition zu geben, sondern jeder hatte den normalen Impuls, den Sie als Generalimpuls ihrer Leser und aller Kirchgänger voraussetzen können: nämlich das Konkrete zu hören und nicht das Abstrakte, und wenn er das Abstrakte hört, Haustier, es sofort in das Konkrete zu übersetzen, überwiegend übrigens wieder in Einsilbern. Die Ziege ist zweisilbig, und die Katze auch; aber Schaf, Hund, Pferd, Kuh sind wieder einsilbig. Die konkreten, die saftigen Wörter innerhalb der Einsilbigen zu suchen ist natürlich das Größte.

„Seht euch vor, vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen. Inwendig aber sind sie reiße Wölfe.“ Da kommen ein paar Dreisilber vor, aber alles ist prall von Farben und Kraft. Mein schönster Satz aus der ganzen Lutherbibel in seinem gewaltigen Ingrim heißt: „Die Geißel macht Striemen, aber ein böses Maul zerschmettert das Gebein.“

Ratschlag an Pastoren: Jeden Morgen vor einer Predigt beim Rasieren einen Satz von dieser Art sieben Mal halblaut vor sich hinsprechen. Man kann ihn wohl nicht verwenden, aber als Maßstab, um sich dessen zu genießen, was sonst über ihre Lippen käme. Das war ein Blick auf die überwiegend von Pastoren und Bischöfen produzierten Wörter.

Die Sätze sind oft genauso schlimm. Und nun produzieren wir mal den ersten. Die Kunst des Satzbaus. Thomas Kaufmann. Das ist ein Professor für Kirchengeschichte, einer dieser typischen akademischen Theologen. Er teilt mit: „Unter den frühen Epitheta, die auf Luther angewandt worden, dominieren solche, die...“ Bei „die“ beginnt ein Nebensatz von 63 Wörtern. Das ist schon mal ein bisschen heikel. Das „die“ ist aber nun das Subjekt des Nebensatzes, und dieses Subjekt braucht ein Prädikat. Und wo kommt das Prädikat? In der letzten Zeile „sahen“. Zwischen „die“ und „sahen“ 61 Wörter. Das Zehnfache des Zumutbaren. Was das Zumutbare ist, darauf komme ich gleich. Und darin nun noch mit äußerstem Mutwillen eine Parenthese von 45 Wörtern, der Einschub zwischen zwei Gedankenstrichen. Er hätte ja in Zeile drei, schon bei 16 Wörtern angelangt, sich vorstellen können, dass er nun sagt „sahen“. Nein, ich habe ja noch einen Einfall, und dieser Einfall ist 45 Wörter lang und die schieb ich nun auch alle vor das Prädikat dieses Satzes. Das ist eine Pirouette des schieren Irrsinns auf dem Hochseil der korrekten Grammatik.

Es ist also einerseits die totale Abwesenheit jedes Verständnisses dafür, dass es unmöglich ist, einen solchen Satz bei einmaliger Lektüre zu erfassen. Aber er spricht ja auch nicht dringend die Einladung aus: Ich bin so schön, lies mich zweimal. Oder es ist zweitens ein gewisser Hochmut, den ich bei einigen Redakteuren in den geistesgeschichtlichen Teilen der jüngsten Brockhaus-Enzyklopädie vermute und bei Feuilleton-Redakteuren der FAZ: Hör mal lieber Leser, dass ich diesen Satz noch zu einem grammatisch korrekten Ende bringe, da staunst du, das würdest du nie schaffen.

Das andere Beispiel stammt aus der Einladung zum Medienkongress. „Der für 2014 geplante dritte christliche Medienkongress wird (...) veranstaltet.“ Zwischen „wird“ und „veranstaltet“ stehen 80 Wörter. 40 bis 60 finde ich in jeder FAZ, im Feuilleton zumal, aber 80: Das ist wirklich seit Jahren meine schönste Fundsache. Noch in der drittletzten Zeile beginnt ein Einschub. Mindestens dies hätte ja nun wohl nachgetragen werden können. Aber nein, ich habe ja noch zusätzlich 28 Wörter, mit denen ich den Unfug in die Potenz erheben kann. Das 14-fache des Zumutbaren, hab ich gesagt, was ist das Zumutbare? Wir empfinden die Gegenwart in einem Fenster von zwei bis drei Sekunden. Das ist der Zeitraum, der uns als lebendige Gegenwart erscheint, was wir ohne Mühe mit unserem Kurzzeitgedächtnis überbrücken können. Nur physikalisch gesehen ist die Gegenwart ein Punkt von unendlicher Kleinheit. Psychologisch dauert sie zwei bis drei Sekunden.

Beispiele: Die Lektüre fast aller Gedichtzeilen fast aller Kultursprachen dauert zwei bis drei Sekunden. Die Dichter hatten eben das natürliche Gefühl, dass dies uns eine angenehme Einheit ist. Eine Angenehmheit, auf die verschiedene deutsche und amerikanische Institute dann in den 80er Jahren methodisch gestoßen sind.

Die berühmten Schlagworte der Weltgeschichte schreien sich raus in zwei bis drei Sekunden. „Proletarier aller Länder, vereinigt euch.“ Die Gesten der Völker, von einem Max-Planck-Institut auf Kilometern Videofilm abgespeichert: Winke-Winke machen, Hände reiben, Vogel zeigen, Hände schütteln dauern zwei bis drei Sekunden. Ich habe, als ich das zum ersten Mal gelesen hatte vor 20 Jahren, mit einer Stoppuhr von der Empore eines großen Empfangs gemessen, wie lange die Händedrücke dauern. Ja, sie dauern zwei bis drei Sekunden. Wer mir die Hand nach früher als zwei Sekunden entzieht, hat offenbar was gegen mich. Schüttelt er sie länger, dann ist es entweder eine unverlangte Liebeserklärung oder es ist eine Fernsehkamera in der Nähe.

Also, dies ist eine Einheit, dass kann man den Leuten glauben, das haben auch die Berliner Deutschlehrer allesamt nicht bestritten. Die Frage ist nun: Wie viel kann man lesen oder hören in zwei bis drei Sekunden? Im Durchschnitt sechs Wörter oder etwas genauer gesagt zwölf Silben. Zwölf Silben haben die Wörter aber nur dann, wenn die „Paradigmenwechsel“ und „Apostolizitäten“ in ihnen nicht gehäuft vorkommen. Wenn Sie es genau wissen wollen, zählen Sie die Silben, sonst zählen Sie die Wörter.

Sechs Wörter – das gilt natürlich nicht, wenn Sie einen Text lesen von einem Mord in ihrem Nachbarhaus. Der kann geschrieben sein wie er will, den lesen Sie immer. Aber wir haben als Berufsschreiber und Pastoren, als Prediger mäßig interessante Texte mäßig interessierten Hörern oder Lesern anzubieten. Die rabiate Zuwendung, das äußerste Interesse könnte mal zehn Wörter oder zwölf Wörter zulassen, aber unser Alltag ist: Mehr als sechs schaffen sie eben nicht. Das ist ein realistischer hundertfältig erprobter Rat.

Der gilt nun einerseits für den Abstand zwischen Subjekt und Prädikat, das war das Beispiel eins, und andererseits für den Abstand zwischen Verb und Verb („wird...veranstaltet“), das war das Beispiel zwei. Und dieses Beispiel zwei ist ja der ganz große Ärger Deutsch lernender Ausländer und die Panik der Simultandolmetscher. Das schlichte Beispiel der Dudengrammatik für diese Tücke der deutschen Syntax lautet: Peter hat seinem Vater im Garten geholfen.

Uns fällt an diesem Satz nichts auf, aber Deutsch lernende Ausländer schütteln schon den Kopf. Englisch heißt es natürlich: Peter has helped his father in the garden. Also ich sage erstmal, was er getan hat, und dann kommen die näheren Umstände. Das wir das auf Deutsch andersrum machen, ist ein bisschen komisch. Wenn wir den Satz auf der Zunge zergehen lassen, finden wir ihn auch schon ein bisschen komisch: „Peter hat (ich sage jetzt nicht was er hat, ich sag erst mal wem. Nun sag ich dir immer noch nicht was er hat, ich sag dir erst mal wo und nun sag ich dir, was er hat) geholfen“.

Warum fällt uns dieser Satz nicht auf? Warum darf er stehen bleiben? Weil der Abstand zwischen „hat“ und „geholfen“ vier Wörter ist. Aber die Zahl der Wörter, die man in drei Sekunden lesen kann, ist im Großen und Ganzen bei mäßig zugewandten Lesern sechs. Es könnte also noch heißen: Peter hat seinem Vater bei Regen im Garten geholfen. Und damit wäre die Geduld und Aufnahmefähigkeit von 95 Prozent aller Leser und Hörer erschöpft. Nur dann würden Sie bei „geholfen“ noch wissen, dass es um den Vater und den Garten und den Regen ging.

Und was wir eben laufend lesen und viele Prediger produzieren, das sind Sätze von der Art: Peter hatte, obwohl gestern noch an Grippe daniederliegend und mit seinem Vater wegen einer sechs in Mathematik aufs heftigste überworfen, heute trotz strömenden Regens im Garten ihm – (vors Schienbein getreten oder geholfen?) Den Sinn stiftet das letzte Wort des Satzes. Den Leser länger als sechs Wörter auf den Sinn des Satzes warten zu lassen, ist eine Frechheit und eine Dummheit, denn verstehen kann er mich nicht mehr.

Für alle Simultandolmetscher ist es eine Qual, aus dem Deutschen zu übersetzen, wegen dieser Tücke der deutschen Syntax. Sie schaffen natürlich mehr als sechs Wörter. Ich habe im Laufe der Jahre auf verschiedenen internationalen Kongressen das Gespräch mit ihnen gesucht, denn der kleine Ärger unserer Leser („Ich verstehe das nicht“) ist ihr großer Ärger, ihre Panik. Sie können ihre Aufgabe nicht erfüllen bei solchen Sätzen. Sie schaffen nicht sechs Wörter, sondern nach Selbsteinschätzung zehn bis zwölf. Mehr als zwölf Wörter kann ein geschulter Berufszuhörer nicht aus seinem Kurzzeitgedächtnis reproduzieren. Wenn er also zwölf Wörter warten muss, um das sinnstiftende Verb „veranstaltet“ zu erfahren, so schafft er es gerade noch, nachträglich die elf Wörter nachzutragen, die davor waren. Aber bei 80 Wörtern ist er völlig verloren.

Was passiert, wenn er auf das Wort „veranstaltet“ wartet? Dann soll er 80 Wörter aus seinem Kurzzeitgedächtnis nachtragen. Erstens hat er dazu keine Zeit. Er könnte ja nicht dem nächsten Satz gar nicht lauschen. Und zweitens kann er unmöglich mehr als zwölf von den 80 Wörtern in die Fremdsprache übertragen. 68 Wörter bleiben also unübersetzt, was bei einem solchen Satz wirklich schade wäre. Das ist die große Not. Unser Leser und unsere Hörer haben die kleine Not, sie artikulieren sich nicht. Sie nehmen halt in Kauf, dass sie nur die Hälfte verstanden haben oder sie schalten halt ab, hören auf, verschließen die Ohren, kauen Bonbons oder sonst was. Die Simultandolmetscher müssen ja und deswegen ist ihre Not zehn Mal so groß, aber von derselben Art. Da sie nun unmöglich 80 Wörter auf „veranstaltet“ warten wollen, weil sie dann 68 Wörter nicht mehr übersetzen könnten, neigen sie dazu, eine Vermutung über die zweite Hälfte des Verbes anzustellen. Aber diese Vermutungen meiden sie wie die Pest, denn damit kann man schreckliche Blamagen erleiden. Sie erzählen einander Anekdoten, um sich zu warnen, oder wahre Erlebnisse um sich zu warnen, wie eine Vermutung in die Hose gehen kann.

Eine Anekdote, die ich zwei Mal gehört habe: Historikerkongress, Krim-Krieg - „Kapitän Jones fiel im Krim-Krieg,...“ (Übersetzer beruhigt: Kann ich schon mal anfangen, der ist im Krieg gefallen.) „...nachdem er 21 feindliche Kanonen erbeutet hatte...“ (Übersetzer beruhigt: Dabei fällt man eben) „...auch in der Schlacht von Balaklava ...“ (Übersetzer irritiert: wieso auch, ich denke er ist tot) „...durch ungewöhnliche Tapferkeit auf.“

Es gibt zwei oder drei Dutzend Verben im Deutschen, die schon ein selbstständiges ganzes Verb sein können, sich aber später als erste Hälfte eines zusammengesetzten Verbums herausstellen. „Die Schüler schlugen Otto“ grün und blau, nein: „zum Klassensprecher vor“. Nun stellen sie sich mal vor, sie lassen ihre Hörer oder Leser 80 Wörter in dem Glauben, er sei geprügelt worden, bis sie erfahren, nein, er ist vorgeschlagen worden. „Meine Frau trat nach mir“ (schöne Ehe!) „ebenfalls aus der SPD aus.“

Also: Vermutungen über die zweite Hälfte des Verbuns anzustellen ist für Simultandolmetscher verboten, für unsere Hörer und Leser sowieso eine Zumutung ohnegleichen. Selbst wenn sie die richtigen Vermutungen hätten, wäre es doch eine maßlose egozentrische Einstellung zu sagen: Ich gehe mal davon aus, dass Du die richtigen Vermutungen hast. Ich muss es dir ja nicht lange erzählen. So geht man mit Lesern und Hörern nicht um.

Wie ist so was möglich? Weil eben die Deutschlehrer das nie vernommen haben, es ist nicht Gegenstand des Deutschunterrichts. Ich habe mir die Richtlinien für den Deutschunterricht in der Oberstufe von sämtlichen deutschen Bundesländern, sowie der Kantone Zürich und Bern kommen lassen und geprüft. Wörter wie Verständlichkeit, Lesbarkeit, angenehmes Lesen, lebendiges Schreiben, farbiges Schreiben, auf Leser zugehen, Leser dort abholen, wo sie sich befinden: Nichts davon kommt vor. Denen ist der Umgang mit Lesern vollkommen fremd.

Die klaren Sätze, die ich lobe – wo man nicht 80 Wörter dazwischen klemmt – müssen aber nicht ihrerseits immer kurze Sätze sein. Die Längenvorgabe in vielen Redaktionen heißt: Ein Satz soll nicht mehr als 15 bis 20 Wörter haben. Wenn mein Satz nur 20 Wörter lang sein darf, kann ich freilich nicht mehr 80 Wörter lang auf die zweite Hälfte des Verbuns warten. Also insofern ist das schon ein kleiner Fortschritt. Aber dass Sätze mit 30 Wörtern schlecht sein müssten, ist völlig falsch. Und dass Sätze von zehn Wörtern gut sein müssen, ist auch falsch.

Ein Satz von neun Wörtern: „Vor vor dem Rathaus unbefugt abgestellten Fahrzeugen wird gewarnt.“ Neun Wörter, scheußlich. 30 Wörter, noch mal Schiller: „Da treibt ihn die Angst / da faßt er sich Mut / und wirft sich hinein in die brausende Flut / und teilt mit gewaltigen Armen / Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.“ Ist da irgendwas zu lang? Der Satz strebt vorwärts. Da sind keine Girlanden eingehängt, da muss ich auf gar nichts warten.

Also Satzlänge macht es nicht. Der Satz sei schlank und transparent und vorwärtsstrebend. Dann darf er auch lang sein. Hauptsätze sind innerhalb der transparenten Sätze immer die erste Wahl; sie werden oft unterschätzt. Jede Handlung und jede Hauptsache muss in einem Hauptsatz stehen. Es ist ein lächerlicher Zeitungstext, zu schreiben: „Meier, der anschließend Selbstmord beging, ging vorher noch zum Scheidungstermin.“ Nein, dass er Selbstmord beging, ist natürlich ein zweiter Hauptsatz, eine zweite Handlung.

Sie sind sicher bibelkundig und wissen, wann der Gott des Alten Testaments den Nebensatz erschaffen hat. Am Abend des ersten Schöpfungstages. Nachdem er in vier Hauptsätzen zunächst Mal den ersten Teil der Welt erschaffen hat. Und am Abend des ersten Schöpfungstages erfand er den Nebensatz und der lautet: „Und Gott sah, dass das Licht gut war.“

Das ist keine Marotte von mir. Das ist kein Witzchen, sondern das ist genau die Psychologie des Nebensatzes. Die Erschaffung der Welt findet natürlich in Hauptsätzen statt. Nun hört das Handeln auf, nun sieht Gott sich nur noch um und nun hat der Nebensatz seinen Platz. Und der Nebensatz ist natürlich kurz. Die angehängten Nebensätze in der Bergpredigt sind maximal acht Wörter lang. „Dass es gut war“, sind nur vier. Angehängte kurze Nebensätze, wenn sie keine Hauptsache und keine Handlung mitzuteilen haben, sind etwas Schönes.

Aber die reinen Hauptsätze können auch in der Reihung großartig sein. Viele ganz große Sätze deutscher Sprache – kirchliche und nichtkirchliche – sind in schieren Hauptsätzen geprägt. Ich finde großartig den unglaublich schlichten Satz: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“ Im akademischen Deutsch: „Im Vertrauen auf die fürsorgliche Allgegenwart des Herrn, darf ich mir meiner Zukunft stets sicher sein.“

„Stell dir vor es ist Krieg, und keiner geht hin.“ Ein gewaltiger Hauptsatz. Der Anfang von Rousseaus Gesellschaftsvertrag: „Der

Mensch ist frei geboren, und liegt doch überall in Ketten.“ Die rhythmische Passage bei Goethe: „Der König sprach’s, der Page lief / Der Knabe kam, der König rief: / Lasst mir herein den Alten“. Großartig, vier lapidare Hauptsätze hintereinander.

Gandhi in seiner Autobiografie über das Wesen des passiven Widerstands: „Zuerst ignorieren sie dich, dann lachen sie dich aus, dann bekämpfen sie dich, dann hast du gewonnen.“ Das hat doch was. Kein noch so verblendeter Deutschlehrer würde sagen: Herr Gandhi, wo bleiben die Nebensätze? Man braucht sie nicht. Und aus einer völlig un vermuteten Quelle, nämlich der Berliner SPD, kenne ich eine großartige Abfolge von drei Hauptsätzen. 1961, die Mauer ist gebaut. Die Westberliner SPD ist von ihren Ostberliner Genossen abgeschnitten und sie sendet über die Mauer den Gruß: „Wir danken allen. Wir vergessen keinen. Wir vergessen nichts.“ Das hat was.

Nebensätze dürfen natürlich auch sein, wenn sie kurz sind und elegant, auch längere Nebensätze. Lichtenberg ist immer wieder eine vorbildliche Lektüre für Journalisten. „Es gibt jetzt der Vorschriften, was man tun soll, so mancherlei Art, dass es kein Wunder wäre, wenn die Menge auf den Gedanken geriete, zu bleiben wie sie ist.“ Die ganz komplizierte, aber ich finde die schönste Liebeserklärung der Weltliteratur, nämlich die Kafkas an seine Freundin Felice. Beachten Sie die elegante Konstruktion kurzer Nebensätze, die mit Hauptsätzen abwechseln: „Ich erschrecke, wenn ich höre, dass Du mich liebst. Aber wenn ich es nicht hören sollte, wollte ich sterben.“ Ja, das ist Deutsch. Die Sätze sind schlank und transparent, die Wörter kurz, konkret und saftig.

Mit diesen beiden Generalregeln haben Sie drei Viertel aller Probleme der Verstehbarkeit und der Kunst, mit Worten zu wirken, gelöst. Dazu würden nun zwei klassische Stilregeln des Arthur Schopenhauer kommen. „Die erste Regel des guten Stils ist, dass man etwas zu sagen habe – oh, damit kommt man weit!“ Ob Sie nun etwas zu sagen haben oder ihre Auftraggeber, darüber habe ich kein Urteil. Aber für uns alle und für mein Thema gilt die andere königliche Stilregel von Schopenhauer: „Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge.“ - „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“ „Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin.“ Unglaubliche Aussagen mit den allersimpelsten Wörtern, die überhaupt zur Verfügung stehen.

Die „Apostolizität“ aber und die „kybernetisch-missionarische Kompetenz“ - das sind Wörter, um es zum Schluss mit einer bayerischen Redensart, Lutherdeutsch zu sagen, das sind Wörter, vor denen einer Sau graust.

NACH OBEN



ÜBERSICHT | EDITORIAL | TITELSTORY | INTERVIEW | STATEMENTS | ÜBER DIE AUTOREN



**Text: Oliver Hoesch**

Oliver Hoesch, Journalist und Theologe, ist seit 2011 Sprecher der Evangelischen Landeskirche in Württemberg. Nachdem er ein Jahr in Kalifornien als Kirchenmusiker verbracht hat, studierte er evangelische Theologie in Mainz, Tübingen und Heidelberg und war als freiberuflicher Journalist unterwegs. Nach dem Volontariat in der Stuttgarter Evangelischen Rundfunkagentur arbeitete er als Wirtschaftsredakteur und CvD beim Fernsehen der Deutschen Welle in Berlin.

„Herr Hoesch, Sie sind Sprecher der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, auf Ihrer Website bieten Sie ein Glaubens-ABC für Menschen an, die "nur Bahnhof verstehen". Das Lexikon erklärt die wichtigsten Begriffe aus kirchlichem Umfeld in verständlicher Sprache. Warum bedarf es überhaupt einer Übersetzung? Macht es Kirche ihren Gläubigen nicht noch schwerer, wenn sie für den nächsten Gottesdienst Vokabeln büffeln müssen? Und warum arbeitet Kirche nicht ausschließlich mit einfacher Sprache?“

Gegenfrage: Erklären Sie mir kurz, was beim Fußball „Abseits“ ist? Wer Fußball spielt oder gar den Schiri-Schein macht, weiß natürlich sofort, worum es geht. Wer nur zur Weltmeisterschaft am Fernseher dabei ist, häufig nicht.

Deutlich komplizierter wird es in der Juristerei: Mord oder Totschlag? Fahrlässig oder grob fahrlässig? Im Laufe der Zeit hat sich ein hochkomplexes, auf dem Fundament der römischen Rechtsprechung basierendes System entwickelt.

Ähnlich beim christlichen Glauben: Er ist entstanden im Bereich hebräischen Denkens - darin gab es z. B. keinen abstrakten Begriff für *Universum*, das wurde einfach mit *Himmel und Erde* umschrieben. Dann wanderte dieser Glaube mit dem Apostel Paulus in die Geisteswelt des griechischen Denkens, das geprägt war von den großen Philosophen Aristoteles und Platon (die *Himmel und Erde* abstrakt *Kosmos* nannten). Die große Verbreitung des Christentums geschah in der Sphäre römischen Denkens. Dass sich dadurch ein immens komplexes und in jeder Generation seiner 2000-jährigen Geschichte neu durchdachtes und philosophisch und existentiell durchdrungenes Gedankengebäude entwickelt hat, ist leicht nachvollziehbar. Jedes derart komplexe System schafft sich seine Sprache, die Werkzeug des Denkens und der filigranen Differenzierung ist. Deshalb hat die Theologie auch ihren Ort an der Universität und angehende Pfarrerinnen und Pfarrer setzen sich dort mit dieser theologischen Gedankenwelt auseinander. Und sollen dann alltagstauglich davon sprechen. Da sind sie in guter Gesellschaft mit anderen Akademikern wie Ärzten oder Rechtsanwälten, die komplexe Sachverhalte erklären müssen.

Wer vom Glauben spricht, hat sogar eine noch größere Aufgabe als Ärzte oder Rechtsanwälte. Denn es geht nicht nur darum, *verständlich* vom Glauben zu sprechen. Das ist nur der erste Schritt, der die Durchdringung des Themas sowie Fleiß und Kreativität bei der sprachlichen Umsetzung voraussetzt. Da reicht es übrigens auch nicht, nur einfache oder *leichte Sprache* zu verwenden; die kann an der einen Stelle Hilfe, an der anderen Hindernis sein.

Zum verständlichen Sprechen vom Glauben zum Beispiel im

Gottesdienst kommt hinzu, dass dieser Glaube für den Hörer *relevant* gemacht werden muss.

Also: Es hilft nicht, *Abendmahl* mit *Abendessen* zu übersetzen. Es gilt zu erklären, was *Abendmahl* bedeutet – was es damals bedeutet hat und heute für mich bedeutet. Wenn es gelingt, die Verbindung der christlichen Botschaft in meinen Alltag herzustellen, werde ich auch den Sachverhalten und Hintergründen nachforschen wollen, die sich möglicherweise nicht gleich erschlossen haben. Dafür ist dann ein Glaubens-ABC gedacht...

NACH OBEN



ÜBERSICHT | EDITORIAL | TITELSTORY | INTERVIEW | STATEMENTS | ÜBER DIE AUTOREN



**Text: Birte McCloy**

Birte McCloy ist Betriebswirtin, Unternehmensberaterin, Trainerin, Mediatorin und Moderatorin. Die Mittdreißigerin analysiert und strukturiert als Unternehmensberaterin seit 18 Jahren Prozesse und Entwicklungen in Unternehmen verschiedenster Größe, Organisationen, Verbänden und kirchlichen Zusammenhängen. In Trainings begleitet sie Menschen in der Entwicklung ihrer Fähigkeiten (Führung, Softskills, Persönliche Wirkung). Daneben ist sie häufig ehrenamtlich in Gemeinden unterwegs, um Ehren- und Hauptamtliche in Fragen der Gottesdienstgestaltung und Durchführung zu begleiten.

„Frau McCloy, Sie sind Unternehmensberaterin und Coach für Gottesdienste. Was müssen Sie Kirchenleuten immer wieder vermitteln, welche Fehler machen sie gerne, worin ähneln sie sich? Wie müssen sich Gottesdienste zukünftig sprachlich und inhaltlich wandeln, um wahr- und ernst genommen zu werden? Und wie erreicht Kirche, dass Glaubenskritische überhaupt an einem Gottesdienst teilnehmen und auch wiederkommen?“

Wer einen Gottesdienst plant, steht vor der Herausforderung, dass jeder Besucher ein Experte ist. Ein Experte in der Frage, wie der persönliche Zugang zu Gott und das eigene spirituelle Erleben besonders gut gefüllt werden kann. Je nach Gemeinde sitzen dann weniger, mehr oder viele Experten vor einem, die mit unterschiedlichen Erwartungen und Vorstellungen in den Gottesdienst gekommen sind. Oft kommt in dem Wunsch alle Erwartungen zu erfüllen, ein schräger Kompromiss heraus. Oder aus der Verzweiflung es nicht zu schaffen, bleiben Ausdrucksformen und Abläufe in der Tradition verhaftet.

Es scheint mir, dass das Ziel Gott zu begegnen, sein Wort zu hören, Gemeinschaft zu haben und miteinander auf dem Glaubensweg zu sein in unseren Zeiten häufig hinter der Stilkritik an der Veranstaltung oder auch an der Persönlichkeitskritik der handelnden Personen zurückbleibt. Sicher, die Hör- und Sehgewohnheiten, die Erwartungen an eine Veranstaltung haben sich stark gewandelt und stellen neue Herausforderungen an Kirchen und Gemeinden. Wer einen heutigen Krimi, Unterhaltungsfilm oder gar Actionfilm mit den noch gar nicht so alten Hitchcock Klassikern vergleicht, bekommt einen Anhaltspunkt, welche Geschwindigkeit in Bild und Ton heute als Standard erwartet werden. Ein Gottesdienst scheint vielen – besonders Glaubenskritischen – dabei eine eher langsame wenn nicht gar langweilige Veranstaltung aus einer anderen Welt zu sein. Selbst für regelmäßige Kirchgänger zeichnet sich häufig eine komplett vorhersehbare Veranstaltung ab. Da ähneln sich Abläufe bis in Detail, Formulierungen können direkt mitgesprochen werden und die Elemente sind in ihrer Varianz scheinbar endlich.

Nun geht es nicht darum, auf der anderen Seite vom Pferd zu fallen. Ein Gottesdienst ist kein Unterhaltungsprogramm. Es ist eine Veranstaltung, die von einer anderen Welt erzählt und einlädt, unsere Welt so zu gestalten, dass sie den Wünschen und Vorstellungen Gottes für uns Menschen immer ähnlicher wird.

Die Frage, was Menschen motiviert zu kommen und ob auch Glaubenskritische erreicht werden hängt dabei weniger an Formen, Abläufen und der Art der Liturgie. Es hängt vielmehr daran, ob eine Relevanz von Kirche und Gott für das Leben der Menschen deutlich wird. Und ob die Handelnden im Gottesdienst als Persönlichkeit erkennbar werden und authentisch sind. Wenn spürbar wird, dass das,

was Menschen sagen in Übereinstimmung ist mit ihrem Handeln - dann lassen sich Gottesdienstbesucher interessieren, begeistern und herausfordern. Die Herausforderung ist es, die uns über uns selber, unser Leben und unseren Glauben ins Nachdenken bringt. Welche Dinge gut laufen und wo wir stolpern. Wie wir die Sinnfrage in unserem Leben beantworten und welche Sehnsucht wir haben. Diese und andere Fragen geben den Anstoß für Veränderung in unserem Leben. Wer auf der Suche nach Antworten auf diese Fragen ist, der lässt sich von authentischen und echten Persönlichkeiten herausfordern, auch wenn die Form des Gottesdienstes anders ist als das persönliche Lieblings-Setting.

Natürlich können wir dennoch viel tun, damit wir in unseren Gottesdiensten - und diese selber - authentisch und von positiver Wirkung sind, denn darauf haben wir direkten Einfluss. Jeder kann sich also fragen, ob die Sprache, die er in der Kirche verwendet auch die ist, die er im Gespräch mit dem Nachbarn benutzt. Und ob die Kleidung, Körpersprache und Rhetorik angemessen sind. Eine Variabilität in Abläufen und Formen überraschen den Besucher, halten das Interesse im Geschehen und sorgen so für die gewünschte Aufmerksamkeit für unsere Botschaft.

Ich kenne unglaublich viele Menschen, die mit viel Herzblut, Engagement und Glauben genau diesen Weg versuchen zu gehen. Und ich bewundere und bin dankbar für jeden, der sich als Persönlichkeit zur Verfügung stellen mag und Menschen einlädt, Gott kennen zu lernen.

NACH OBEN



[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)

   

[» ÜBER DIE AUTOREN](#)ARCHIV | MACHER | NEWSLETTER | BUCH | IMPRESSUM | 

sinnstiftermag

17

[ÜBERSICHT](#) | [EDITORIAL](#) | [TITELSTORY](#) | [INTERVIEW](#) | [STATEMENTS](#) | [ÜBER DIE AUTOREN](#)  

TITELSTORY

Peter Frey

Peter Frey wurde 1957 in Bingen am Rhein geboren. 1986 beendete er sein Studium der Politikwissenschaft, Pädagogik und Romanistik in Mainz und Madrid und schloss mit Promotion zum Dr. phil. ab. Neben seinem Studium ging er schon früh einer journalistischen Tätigkeit beim Südwestfunk (Hörfunk) und bei der "Frankfurter Rundschau" nach. Von 1985 bis 1988 arbeitete Peter Frey als Redakteur und Reporter beim ZDF-"heute-journal". Von 1991 bis 1992 war Peter Frey als Korrespondent und stellvertretender Leiter im ZDF-Studio Washington im Einsatz. Er berichtete unter anderem über den Golfkrieg. Danach entwickelte er das neue Sendeformat "ZDF-Morgenmagazin", das er sowohl leitete als auch moderierte. Von 2001 bis 2010 leitete Peter Frey das ZDF-Hauptstadtstudio in Berlin. Er moderierte zahlreiche Sondersendungen über den Tod von Papst Johannes Paul II. und die Wahl von Papst Benedikt XVI. aus Rom (2005). Seit April 2010 ist Peter Frey Chefredakteur des ZDF.

[ZUM TEXT »](#)

INTERVIEW

Bernhard Remmers

Bernhard Remmers, geboren 1958 in Münster, studierte Geschichte und Sozialwissenschaften in Bonn, absolvierte sein Volontariat im Schleswig-Holsteinischen Zeitungsverlag und war danach landespolitischer Korrespondent in Kiel. Von 1994 bis 2007 war Remmers Chefredakteur der Verlagsgruppe Bistumspresse (Osnabrück). Von 2008 bis 2013 betrieb er als selbstständiger Journalist und Medienberater die Medienwerkstatt am Rosenplatz in Osnabrück - in dieser Zeit war er Korrespondent der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung und Medienberater für die Friedel & Gisela Bohnenkamp-Stiftung. Er war bis März 2014 Vorstandsmitglied in der Gesellschaft Katholischer Publizisten Deutschlands e.V. (GKP), ist Mitglied im Deutschen Journalisten-Verband (DJV) und war von 2003 bis 2010 Mitglied der Jury für den Katholischen Medienpreis. Seit Juni 2013 ist er Journalistischer Direktor des ifp.

[ZUM TEXT »](#)

INTERVIEW

Ludger Burmann

Ludger Burmann, geboren 1956 in Werne, ist Schauspieler, Kabarettist, Imageberater und Coach. Von 1984 bis 1989 war er festes Mitglied im Ensemble des Dortmunder Stadttheaters. Seit 1989 spielte er in zahlreichen Fernsehserien und wirkte bei über 250 Hörspielen mit. Als Coach bietet er u.a. Vortragsseminare für Führungs- und Fachkräfte, aber auch für Pastoren, Priester und Kirchenangehörige an. Mehr Infos

unter www.ludger-burmann.de

ZUM TEXT »



STATEMENT

Susanne Becker-Huberti

Susanne Becker-Huberti, geboren 1975, ist Redakteurin und Moderatorin bei domradio.de. Zudem leitet die Diplom-Journalistin Seminare in den Bereichen Journalismus und PR. Nach ihrem Volontariat beim WDR und einem Stipendiat beim Institut zur Förderung des journalistischen Nachwuchses (ifp) arbeitete sie erst fest angestellt, dann freiberuflich weiter für den WDR, später u.a. auch bei DRadio und domradio.de. Im Katholisch-Sozialen Institut (KSI) in Bad Honnef hat sie von 2003 bis 2007 das MedienkompetenzZentrum aufgebaut. Sie lebt mit ihrem Mann und drei Kindern in Bonn.

ZUM TEXT »



STATEMENT

Sandro Abbate

Sandro Abbate, Kulturwissenschaftler, Jahrgang 1979, ist als freier Texter und Konzepter in Köln tätig. Er ist Autor des Buches "Marken als Sinnstifter" und blickt auf langjährige Tätigkeiten im Marketing bei Industrieunternehmen und Werbeagenturen zurück.

www.buerofuersinnstiftung.de

ZUM TEXT »



STATEMENT

Otto Kettmann

Otto Kettmann, 1963 geboren, studierte Wirtschaftswissenschaften an der Universität der Bundeswehr Hamburg und Sozialwissenschaften an der Fernuniversität Hagen. Nach Stationen in der Unternehmenskommunikation und im Marketing, wechselte er in das Product Placement. Dort erkannte er die Wirkungsweisen von Geschichten und die vielfältigen Möglichkeiten, diese zu nutzen. Seit 2010 ist er freiberuflich im Product Placement und Storytelling aktiv.

ZUM TEXT »



STATEMENT

Rainer Maria Kardinal Woelki

Erzbischof Rainer Maria Kardinal Woelki, geboren 1956 in Köln, ist seit 2011 Erzbischof von Berlin und Metropolit der Berliner Kirchenprovinz. Nach seinem Abitur am Städtischen Hölderlin-Gymnasium in Köln-Mülheim studierte er von 1978 bis 1983 Katholische Theologie und Philosophie an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn und an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, unter anderem bei Karl Lehmann. Am 14. Juni 1985 empfing er durch Erzbischof Joseph Kardinal Höffner im Kölner Dom die Priesterweihe. Papst Johannes Paul II. verlieh ihm am 21. November 1999 den Päpstlichen Ehrentitel Kaplan Seiner Heiligkeit.

ZUM TEXT »



STATEMENT

Wilfried Handl

Wilfried Handl, Jahrgang 1954, lebt in Wien. Er war 28 Jahre lang Mitglied bei Scientology und ist seit seinem Ausstieg 2002 in der Beratung und Aufklärung über diesen Psychokult aktiv. Mehr dazu auf seiner Homepage und/oder seinem Blog www.wilfriedhandl.com

www.blog-gegen-scientology.wilfriedhandl.com

ZUM TEXT »



STATEMENT

Elke Rudloff

Elke Rudloff ist Pfarrerin und lebt in Dortmund. Seit 2009 ist sie Senderbeauftragte für ZDF-Gottesdienste bei der evangelischen Rundfunkarbeit. Davor widmete sie sich als Gemeindepfarrerin besonders der Seelsorge und entwickelte neue geistliche Angebote für Menschen der mittleren Generation. In dieser Zeit war sie auch Hörfunkautorin beim WDR und Sprecherin beim Wort zum Sonntag.

ZUM TEXT »



STATEMENT

Dieter Fender

Dieter Fender, geboren 1958 in Anröchte, ist seit 30 Jahren Gemeindefereferent im Erzbistum Paderborn und zur Zeit im Pastoralverbund Witten-Ost. Er ist verheiratet, hat zwei Kinder und ist nebenbei noch Liedermacher Gitarrist sowie leidenschaftlicher Gott-Sucher.

ZUM TEXT »



STATEMENT

Hanna Buiting

Hanna Buiting, geboren 1992, studiert Germanistik und Religionswissenschaften an der Universität Potsdam. Als Stipendiatin des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses e.V. (ifp) absolviert die gebürtige Essenerin außerdem eine studienbegleitende Journalistenausbildung und fühlt sich voll und ganz als Buchstabenmensch. In ihrem Blog gegenmurphy.blogspot.de schreibt sie regelmäßig über Weltansichten und Persönlichkeiten, von Glück und Unglück und über Worte und Werte. Als freie Autorin arbeitet sie für verschiedene christliche Medien u.a. MISEREOR und Andere Zeiten e.V.

ZUM TEXT »



STATEMENT

Michael Alexander Mann

Jahrgang 1972, hat Kunst und Katholische Theologie in Siegen, Bonn und Berkeley, Kalifornien, studiert. In den Jahren 2000 bis 20011 war er u.a. Lehrer in Bonn, selbständiger Berater, Pastoralassistent und Gemeindeleiter in der Schweiz. Seit 2011 ist er Projektleiter bei "safranblau" im schweizerischen St. Gallen. Michael Mann ist außerdem Mentaltrainer, Teamentwickler, Kommunikationstrainer, Yoga- und Meditationslehrer. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder.

ZUM TEXT »



STATEMENT

Wolf Schneider

Wolf Schneider war Korrespondent der Süddeutschen Zeitung in Washington, Verlagsleiter des Stern, Chefredakteur der Welt, Moderator der NDR-Talkshow und 16 Jahre lang Leiter der Henri-Nannen-Schule, danach 18 Jahre lang Lehrer an fünf Journalisten-Schulen. Er hat 27 Sachbücher geschrieben. Medienpreis für Sprachkultur der "Gesellschaft für deutsche Sprache" (1994), Honorarprofessor der Universität Salzburg (2007), Henri-Nannen-Preis für das publizistische Lebenswerk (2011), Preis des Medium-Magazins für das journalistische Lebenswerk

(2013).

ZUM TEXT »



STATEMENT

Oliver Hoesch

Oliver Hoesch, Journalist und Theologe, ist seit 2011 Sprecher der Evangelischen Landeskirche in Württemberg. Nachdem er ein Jahr in Kalifornien als Kirchenmusiker verbracht hat, studierte er evangelische Theologie in Mainz, Tübingen und Heidelberg und war als freiberuflicher Journalist unterwegs. Nach dem Volontariat in der Stuttgarter Evangelischen Rundfunkagentur arbeitete er als Wirtschaftsredakteur und CvD beim Fernsehen der Deutschen Welle in Berlin.

ZUM TEXT »



STATEMENT

Birte McCloy

Birte McCloy ist Betriebswirtin, Unternehmensberaterin, Trainerin, Mediatorin und Moderatorin. Die Mittdreißigerin analysiert und strukturiert als Unternehmensberaterin seit 18 Jahren Prozesse und Entwicklungen in Unternehmen verschiedenster Größe, Organisationen, Verbänden und kirchlichen Zusammenhängen. In Trainings begleitet sie Menschen in der Entwicklung ihrer Fähigkeiten (Führung, Softskills, Persönliche Wirkung). Daneben ist sie häufig ehrenamtlich in Gemeinden unterwegs, um Ehren- und Hauptamtliche in Fragen der Gottesdienstgestaltung und Durchführung zu begleiten.

ZUM TEXT »



ÜBERSICHT | EDITORIAL | TITELSTORY | INTERVIEW | STATEMENTS | ÜBER DIE AUTOREN

